940.9188
B41

Die belgischen Greueltaten

gegen die Deutschen, der Franktireurkrieg und die Verwendung von Dum-Dum-Geschossen im Kriege 1914.

Amtliche und glaubwürdige Berichte.

Preis M. —.60.

Verlag von
Otto Gustav Zehrfeld in Leipzig-R.

Die belgischen Greueltaten

gegen die Deutschen, der Franktireurkrieg
und die Verwendung von Dum-Dum-Geschossen
im Kriege 1914.

Amtliche und glaubwürdige Berichte.

Preis M. —.60.

Verlag von
Otto Gustav Zehrfeld in Leipzig-R.

Druck von Siegbert Schnurpfeil, Leipzig.

940.9188
B41

Inhalt:

Vorwort 5

Greueltaten gegen Deutsche, die in Belgien ansässig waren oder sich nur vorübergehend dort aufhielten 7

Schreckenstage in Antwerpen 7

Bluttaten und Gewalttätigkeiten der Brüsseler 14

Grausamkeiten der Bevölkerung in anderen belgischen Orten 17

Der Franktireurkrieg in Belgien 21

Amtliche Mitteilungen 21

Glaubwürdige Berichte von Augenzeugen 25

Dum-Dum-Geschosse 40

Vorwort.

Es war der deutschen Regierung bekannt, daß der französische Kriegsplan einen Durchmarsch durch Belgien zum Angriff auf unsere unbeschützten Rheinlande vorsah. Ein französischer Einfall in unsere Flanke am Unterrhein hätte uns verhängnisvoll werden können. Wir hatten Belgien volle Integrität und Schadloshaltung zugesagt, wenn es mit unserer Notlage rechnen wollte. Die belgische Regierung hat jedoch Deutschlands aufrichtig gemeintes Anerbieten, ihrem Lande die Schrecken des Krieges zu ersparen, zurückgewiesen und dem deutschen, durch die Maßnahmen der Gegner Deutschlands gebotenen Einmarsch bewaffneten Widerstand entgegengesetzt: sie hat den Krieg gewollt.

Nach dem Bekanntwerden der Tatsache, daß die deutschen Truppen in Belgien einrückten, begann die belgische Bevölkerung gegen die Deutschen, die im Lande ansässig waren oder sich vorübergehend dort aufhielten, in der rohesten, aller Menschlichkeit hohnsprechenden Weise vorzugehen. Die wütenden und verblendeten Volksmassen schonten weder das Eigentum noch das Leben der Deutschen, vergriffen sich sogar an wehrlosen Frauen und Kindern und ließen sich zu den scheußlichsten Gewaltakten und Grausamkeiten gegen unsere Volksgenossen hinreißen.

Dem Kriegsausbruch und dem Völkerrecht zuwider hat Belgien den Volkskrieg gegen uns organisiert. Trotz der Mitteilung der belgischen Regierung, daß sie nur mit uniformierten Mannschaften Krieg führen werde, hat sich die belgische Zivilbevölkerung unter dem Schutze der bürgerlichen Kleidung an den Kämpfen zwischen Heerestruppen beteiligt. Die Landeseinwohner haben nicht nur

in zahlreichen Fällen auf deutsche Soldaten geschossen, sondern auch in grausamer Weise Verwundete und Wehrlose erschlagen und verstümmelt, sogar Ärzte und Krankenpflegerinnen bei der Ausübung ihres Berufes heimtückisch niedergemetzelt.

Belgische Soldaten haben im Kampfe gegen deutsche Truppen Dum-Dum-Geschosse verwendet, die schreckliche Wunden und Leiden verursachen und deren Gebrauch völkerrechtswidrig ist.

Die folgenden Berichte, die zum Teil von amtlicher Seite, zum Teil von glaubwürdigen Augenzeugen stammen, sollen namentlich dem neutralen Ausland die Augen darüber öffnen, was für ein barbarisches Volk die Belgier sind und mit welchen nichtswürdigen, aller Zivilisation hohnsprechenden Mitteln sie den Krieg gegen uns führen und daß die von der deutschen Heeresleitung getroffenen scharfen Maßnahmen nur ein Gebot der Selbsterhaltung gewesen sind.

Der Herausgeber.

Greueltaten gegen Deutsche

die in Belgien ansässig waren oder sich nur vorübergehend dort aufhielten.

Schreckenstage in Antwerpen.

Die Abschlachtung Deutscher in Antwerpen.

In welch scheußlicher Weise man friedliche deutsche Staatsangehörige in den Straßen Antwerpens abgeschlachtet hat, wie die Hyänen Antwerpens wehrlose deutsche Frauen und Kinder hingemordet haben, geht aus dem folgenden, in den Leipz. N. N. veröffentlichten Bericht eines Augenzeugen hervor:

„Es war in der Nacht vom Dienstag auf Mittwoch (4./5. August) gegen 3½ Uhr früh, als ich durch großen Lärm und Poltern aus dem Schlafe geweckt wurde. Ich sah aus dem Fenster und bemerkte auf der Straße eine große Menschenmenge, die johlend und schreiend, mit erhobenen Stöcken und Revolvern gegen alles, was deutsch war, anstürmte. Einzelne Trupps verwegener Gesellen, drangen in die Häuser der Deutschen ein, sprengten die Haustüren und stürmten die Treppen hinauf. Die Türen der Wohnungen wurden ebenfalls erbrochen. Und nun hausten die blindwütigen Unmenschen wie die Bestien. Frauen und Kinder, sogar Wöchnerinnen, wurden an den Haaren aus den Betten gerissen, in rohester Weise mit Stöcken geschlagen und die Treppen hinunter gejagt.

Ich flüchtete in wilder Hast, um wenigstens mein nacktes Leben zu retten. Einen Koffer mit 400 Gulden ersparten Geldes mußte ich zurücklassen. Unten auf der Straße sah ich nun, wie ein Mann mit seiner Frau und seinen beiden Kindern, alle nur in der notdürftigsten Bekleidung, zu fliehen suchten. Sofort scharte sich um sie eine große Menge Belgier, die in drohender Haltung, mit Stöcken, Messern und Revolvern bewaffnet, auf sie eindrangen. Ich eilte dem Manne zu Hilfe und nahm ihm die beiden Kinder ab. Kaum hatte ich diese auf dem Arm, da sah ich, wie ein Belgier unter dem lauten Gejohle und frenetischen Beifall der anderen auf die arme Frau, die schon halb ohnmächtig in den Armen ihres Mannes lag, losstürzte und sie mit einem Messerstich tötete. Ich ließ die Kinder einen

Moment los, um dem unglücklichen Manne, der an vielen Stellen blutete, zu Hilfe zu kommen. Dieser war jedoch im Gedränge schon verschwunden. Als ich mich wieder den Kindern zuwendete, waren diese ebenfalls durch Messerstiche ermordet. Jetzt suchte ich mein eigenes Leben in Sicherheit zu bringen. Etwa 50 Schritte weiter in derselben Straße sah ich, wie aus dem vierten Stockwerk eines Hauses zwei Kinder im Alter von etwa 3 und 6 Jahren aus dem Fenster geworfen wurden und unten mit zerschmetterten Gliedern liegen blieben. Unterdessen trieben die Belgier, nach meiner Schätzung etwa 3000 bis 4000 an der Zahl, die Deutschen unter den schlimmsten Mißhandlungen in der Straße vor sich her. Unter das wilde Gejohle mischten sich wiederholt Revolverschüsse. Ich weiß nicht, was aus meinen Landsleuten geworden ist. Ich bemerkte nur, wie die entfesselte Menge auch die Läden und großen Warenhäuser der Deutschen stürmte und sie teilweise in Brand steckte. An vielen Fensterläden sah ich die Flammen auf die Straße schlagen. Aus der Menge wurden Rufe wie „Nieder mit den Zeppelinen", „Nieder mit den deutschen Hunden", „Tod den deutschen Lumpen" laut. Einzelne rissen das Pflaster auf und warfen mit den Steinen auf die Deutschen, andere rissen eiserne Gitter los und schlugen damit auf sie ein.

Ein großes deutsches Geschäftshaus wurde völlig ausgeplündert. An den Plünderungen beteiligten sich vornehmlich auch viele Frauen. Und bei alledem verhielt sich die Polizei vollkommen passiv. Ganz in meiner Nähe stand ein Polizeibeamter, der den Vorgängen den Rücken kehrte, ja, eher eine vergnügte Miene zeigte, als die Absicht kundgab, einzugreifen. Unter vielen Mißhandlungen und Schlägen gelangte ich endlich an den Hafen, wo ich am Ufer ein unbemanntes Segelboot erblickte. Mit drei anderen verfolgten Deutschen schwang ich mich in dieses. Nur diesem glücklichen Zufall ist es zu verdanken, daß wir mit dem Leben und ohne schwere Verletzungen davonkamen. Draußen vor dem Hafen wurden wir von einem Schiff, das unter holländischer Flagge fuhr, aufgenommen. In Rotterdam gingen wir wieder an Land und fuhren dann mit einem holländischen Kohlenschiff den Rhein aufwärts bis Wesel. Dort stellte ich mich als Kriegsfreiwilliger, um in den Reihen unserer deutschen Krieger das unverschuldet vergossene Blut an unseren deutschen Landsleuten doppelt und dreifach, jedoch im ehrlichen Kampf, Waffe gegen Waffe, zu rächen. Das Wehgeschrei der mißhandelten Frauen und Kinder werde ich im Leben nicht vergessen können. Es war einfach fürchterlich!"

Ermordung des Deutschen Weber in Antwerpen.

Wie die Belgier gegen unsere Landsleute gewütet haben, zeigt folgender Bericht eines Berliner Blattes: Der Inhaber eines Kaffeehauses, namens Weber, war vor seinen Verfolgern geflüchtet und hatte sich in einem Keller seines Hauses versteckt, wo er sich längere Zeit verborgen hielt. Als ihn aber die rasende Menge nicht fand, räucherten sie Webers Haus mit Schwefel aus, und infolge der beißenden Dämpfe wurde Weber von heftigem Husten befallen; jetzt war sein Versteck verraten, man holte ihn aus dem Keller und ermordete ihn.

Ein flämisches Blatt über die Ausschreitungen in Antwerpen.

Ein flämisches Blatt bringt einen längeren Bericht, der natürlich so gefaßt ist, daß die bekannten Ausschreitungen nur dem Pöbel zur Last gelegt werden. Die Entfernung deutscher Fahnen von deutschen Häusern hebt die Zeitung mit besonderer Genugtuung hervor! Sie schreibt u. a.: „Das Haus Tietz ist als Lazerett eingerichtet. Als bekannt geworden war, daß die Deutschen die Grenze überschritten hatten, wurden überall belgische Flaggen ausgesteckt, vor einem Kaffeehause, an dem sich eine Flaggenstange mit deutscher Fahne befand, sammelte sich eine gewaltige Menge Volkes an und verlangte, daß die Fahne eingezogen würde, was auch geschah. An dem Warenhaus Tietz hing die belgische Flagge, aber daneben auch verschiedene kleinere Flaggen, darunter auch eine deutsche, worüber die Menge sich gewaltig aufregte. Der Flaggenstock wurde heruntergerissen und in Stücke geschlagen. Die Menge zog dann mit belgischen, antwerpischen, kongolesischen und französischen Flaggen durch die Stadt vor das Kaffeehaus Weber, doch — sagt die flämische Zeitung — „dit Lokal was dor Burgerwachten bewaakt en gesloten." Von der Ermordung Webers findet sich kein Wort. — Auch an der deutschen Schule mußte der Flaggenstock eingezogen werden. In der Nacht wurden in allen deutschen „Drankheusen" (Gastwirtschaften) die Fenster eingeworfen und die Möbel zerstört. Das Lokal „Hova" wurde buchstäblich verwüstet, ebenso das „Café de Vienne", das „Café Nouveau Lyrique" u. a. m. Das Lokal „Flora" befand sich auch darunter. Seine Inhaberin hat einen Sohn, der bei den Grenadieren Belgiens dient und an der Grenze bei Lüttich liegt! — Das flämische Blatt nimmt an, daß die aufgeregte Menge das sicher nicht gewußt habe. „Die Bewohner aller dieser Häuser mußten ihr Heil in der

Flucht suchen. Der Krawall dauerte bis 2 Uhr nach Mitternacht."

„Es wurden Deutsche und Österreicher ausgewiesen, darunter Männer, die 30 Jahre in unserer Stadt wohnen, mit Antwerpenerinnen verheiratet sind und Kinder haben."

Das Blatt bemerkt dann etwas niedergeschlagen noch: „Es ist zu hoffen, daß diese traurige Maßregel ergriffen und ausgeführt wurde, um die Bevölkerung zu beruhigen. Man vergesse aber dabei nicht, daß alles, was verwüstet worden ist, von der Stadt bezahlt werden muß!" — — —

Das wird allerdings der Fall sein, und es wird die Stadt sicher ein ganz gehöriges Stück Geld kosten. (Hamb. Fremdenblatt.)

Im Antwerpener Gefängnis.

Ein österreichischer Kaufmann berichtet dem Berliner Tageblatt über seine Leidenstage in Belgien:

Nach Beendigung meiner Geschäfte, welche mich nach London riefen, beschloß ich mit meiner Frau, die mich auf dieser Reise begleitete, am 30. Juli dieses Jahres auf einige Tage zu unserer Erholung nach Ostende zu reisen. Kein Mensch dachte im entferntesten damals daran, daß England oder Belgien sich am Kriege beteiligen würden. In Ostende machte sich jedoch teils durch fortwährend einlaufende Alarmnachrichten, teils durch die Mobilisierungsmaßregeln der belgischen Regierung eine derartige Spannung geltend, daß wir bald weiterzureisen uns entschlossen. Die meisten Kurgäste hatten Ostende bereits verlassen. Am 30. Juli erfolgte ein Sturm auf die Nationalbank, die, außerstande, alle präsentierten Banknoten in klingende Münze zu wechseln, um zehn Uhr morgens ihre Schalter schließen ließ. Am selben Tage wurde die Annahme jeglichen, auch belgischen, Papiergeldes in allen Lokalen verweigert. Wir reisten somit am 3. August nachmittags nach Brüssel. Trotzdem an diesem Tage (Montag) noch Frieden war, machte die Stadt den Eindruck des hellen Aufruhrs. Eine schreiende Menge erfüllte die Straßen, die großen Spiegelscheiben des Warenhauses Tietz wurden durch Steinwürfe zertrümmert; ich beschloß daher, meinen Aufenthalt abzukürzen, und wir fuhren noch am selben Abend nach Antwerpen, wo ich am folgenden Tage noch einen Geschäftsfreund besuchen und sodann die Rückreise antreten wollte.

Dienstag, 4. August, erledigte ich vormittags meine geschäftlichen Angelegenheiten, begab mich sodann zum österreichischen Konsulate, wo ich mir und meiner Frau ein Reisezertifikat besorgte

und mich auch zum Militärdienst meldete, jedoch den Bescheid erhielt, ich sei noch nicht einberufen. Die Straßen waren nun auch hier schon vom aufgeregten Pöbel erfüllt, doch kamen noch keine bedeutenderen Exzesse vor. Ich begab mich nunmehr auf den Bahnhof, um mich nach den Abfahrtszeiten der Züge nach der Grenze zu erkundigen. Ich fand dort eine größere Menge Deutscher und Österreicher, welche der gleiche Zweck hingeführt hatte. Wir erhielten den Bescheid, der nächste Zug ginge erst am folgenden Tage um 5 Uhr 30 Minuten früh. Wie ich nachträglich (leider zu spät) in Erfahrung brachte, war diese Auskunft beabsichtigt falsch und nur zu dem Zweck gegeben, unsere Abreise zu verzögern. Ich begab mich nunmehr in mein Hotel, um meiner Frau die Auskunft zu überbringen. Kaum im Hotel angekommen, erschien ein Mann mit vier Gendarmen. Da ich keine Ahnung hatte, daß dessen Besuch mir gelte, wollte ich ihn vorbeilassen; plötzlich schrie mich der Mensch an, ich möchte ihn auf mein Zimmer führen. Sowie wir das Zimmer betraten, wurden mir, ohne daß uns irgend ein Grund angegeben wurde, der Inhalt meiner Taschen in brutalster Weise herausgerissen und ohne daß wir uns zur Wehr gesetzt hätten, mir beide Hände mit Eisenketten gefesselt. Dann wurden wir beide als verhaftet erklärt, jeder von uns beiden mit zwei Gendarmen mit aufgepflanzten Bajonetten in Wagen gesetzt, das Handgepäck (unser Koffer befand sich am Bahnhofe), auf den Wagen geworfen, und fort ging es durch den schreienden, uns bedrohenden Pöbel durch zum Militärgericht. Ich hatte den naiven Glauben, es handle sich nur um ein Mißverständnis, welches sich rasch aufklären müßte, und war nicht allzusehr beunruhigt. Im Militärgerichtsgebäude hoffte ich auf eine Aufklärung, doch gab der herbeigerufene Offizier, ohne auch nur nach dem Namen zu fragen oder uns eines Blickes zu würdigen, kurz den Auftrag „ins Gefängnis!" Wir wurden sofort in die Wagen gesetzt und in das Gefängnis gebracht, vor dessen Toren eine große Pöbelmenge die Wagen mit Schreien und Drohungen zu stürmen drohte. Die Tore des „Prison" wurden hinter uns nicht geschlossen, damit das Einvernehmen zwischen Pöbel und den Gefängnisbeamten nicht gestört werde; kaum aus den Wagen gestiegen, nahm uns der Beamte in Empfang, und sich gegen den vor dem Tore stehenden Mob wendend, brüllte er zweimal sein „Vive la Belgique", was jedesmal mit Geheul beantwortet wurde. Nunmehr wurden mir die Fesseln abgenommen, unsere Namen registriert und meine Frau in die Frauenabteilung, ich in die Männerabteilung abgeführt. Dort wurde ich nochmals genau visitiert, dann vollkommen entkleidet und alle Kleidungsstücke, selbst

die Schuhe, genau untersucht. Sodann durfte ich mich ankleiden und erhielt mein Geld zurück, doch fehlten 2½ Pfund Sterling (ca. 50 Mark), ich hütete mich aber wohlweislich, diese zu reklamieren. Sodann wurde ich in die Zelle 363 geführt und eingesperrt. Die Zelle war 6 Schritte lang und 4 Schritte breit, hatte hochangebracht ein vergittertes Fenster, Steinboden und als einziges Mobiliar einen Sessel und einen Eisentisch, welcher umgeschlagen mit einer von Ungeziefer wimmelnden, zerrissenen Strohmatratze als Bett diente, sowie einen entsetzlich stinkenden Unratskübel.

Um 5 Uhr früh wurde geweckt, und da mußte ich die Zelle in Ordnung bringen. Um halb 6 Uhr erhielt ich einen halben Laib Schwarzbrot sowie eine hellgelbe, säuerlich ekelerregend, riechende Flüssigkeit, die aus unbekannten Gründen den Namen „Kaffee" führte. Um 11 Uhr wurde durch das Schiebefenster eine ähnliche, auch ganz ungenießbare Flüssigkeit als Suppe und um 7 Uhr abends als letzte „Mahlzeit" vier bis fünf schlecht geschälte Kartoffeln gegeben. In einem unreinen, innen mit Grünspan bedeckten Behälter war das Trinkwasser. Ich habe die ganze Zeit meines unfreiwilligen Aufenthaltes nur von Brot und Wasser gelebt. Wohl stand ein Anschlag in der Zelle, laut dessen Bier, Eier, Schinken usw. käuflich seien, doch erhielt ich auf mein Ersuchen nur höhnische Antworten. An „deutsche Spione" würde nichts verkauft. Alle Gefangenen wurden täglich eine halbe Stunde in dem Hof spazieren geführt, die Deutschen aber nicht. Als ich am zweiten Tage noch immer nicht vernommen wurde, verlangte ich nach dem Direktor, als dies erfolglos war, nach dem Konsul. Als auch dies erfolglos war, bat ich um ein Aufsichtsorgan. Alles vergeblich. Ich bat flehentlich um eine Unterredung mit meiner Frau. Vergebens! Wohl übernahm ein Organ von mir einen Gruß an meine Frau und überbrachte mir von ihr eine Antwort. Heute weiß ich allerdings, daß der Mann mich täuschte und meine Frau nicht aufgesucht hat.

Endlich Sonntag, 11 Uhr vormittags, wurden wir in einem langen Gang aufgestellt, um entlassen zu werden. Ein Beamter verlas die Namen, doch wurden nicht alle entlassen, sondern ein Teil ohne Angabe von Gründen wieder in die Zelle geführt. Ich war nicht mit aufgerufen worden und wußte nicht, was das bedeuten sollte. Ich fragte, wurde aber wie immer barsch zur Ruhe gewiesen. Da ging eben ein Offizier mit roten Hosen vorüber; in meiner Not ging ich auf ihn zu. Der Zufall war mir günstig — es war der Auditeur. Ich erzählte ihm meine Geschichte, und er wunderte sich, daß ich nicht verlesen worden war. Es

stellte sich nunmehr heraus, daß aus dem Buche, welches am 5. August begonnen wurde, verlesen wurde. Das Buch vom 4., worin wir registriert wurden, war abgelegt. Der Auditeur ordnete unsere Freilassung an, und endlich sah ich meine Frau wieder. Von dieser erfuhr ich, daß die Behandlung auf der Frauenabteilung noch schlechter war als bei mir. Zwei Mann von der Garde civique brachten uns zur Bahn, wo für die Entlassenen ein Separatzug wartete.

Nach einer Fahrt von 15 Minuten hielt der Zug in der Station Lierre. Ein Soldat visitierte die Coupés und verlangte meine Papiere. Ich erwiderte, ich sei vom Prison in Antwerpen zur Bahn gebracht und dem Zugführer übergeben worden. Trotzdem letzterer dies bestätigte, erklärte mich der Soldat neuerlich als verhaftet, und ich mußte den Zug verlassen und wurde vor den am Bahnhof amtierenden Colonel gebracht. Nachdem ich ihm meine Leidensgeschichte erzählt hatte und abermals visitiert worden war, ordnete er meinen Transport in die Kaserne an. Mit gemischten Gefühlen machte ich mich, eskortiert von zwei Mann und einem Unteroffizier, auf den Weg, umringt von einem rasch anwachsenden Pöbelhaufen. Wir trafen fünf Soldaten, welche sich meiner Eskorte anschlossen. Vor der Kaserne versuchte der Mob mich den Soldaten zu entreißen und griff das Militär an. Es wurde ein Schuß in die Luft abgegeben, worauf aus der Kaserne Soldaten uns zu Hilfe kamen, und dadurch kam ich noch heil in die Kaserne. Der Gendarmerieoberst hatte inzwischen nach Antwerpen telephoniert und sich von der Richtigkeit meiner Angaben überzeugt. Er stellte mir einen Passierschein aus und gestattete mir, fortzugehen. Draußen erwartete mich der Mob, dessen Geschrei alles erfüllte, und ich bat daher, dort übernachten zu dürfen, was mir auch bewilligt wurde. Auf dem Steinboden der als Kaserne der Garde civique eingerichteten Markthalle wurde ein Bund Stroh aufgelegt! — mein Nachtlager war fertig. Am nächsten Morgen 5 Uhr wurde ich zur Bahn gebracht. Ich will noch erwähnen, daß der Colonel sich mir gegenüber rühmte, im Gefängnis zu Antwerpen seien noch 300 Deutsche. Vor zwei Tagen hätte man zwei, am letzten Tage neun erschossen. Die Exekutionen nähmen nun ihren Anfang. Gott sei den Armen gnädig! (A—l.)

Bluttaten und Gewalttätigkeiten der Brüsseler.

Ermordung wehrloser Frauen und Kinder in Brüssel.

Ein Deutscher, der sich bis zum Montag, 16. August, in Brüssel verborgen hielt und dem es dann gelang, über die holländische Grenze zu entkommen, teilt der „Köln. Zeitung" folgende Greueltaten mit, deren Augenzeuge er noch in den Tagen vom 6. bis 8. August war:

Erstens, am Donnerstag, 6. August, abends zwischen 8 und 9 Uhr, sah ich, wie auf dem Boulevard Anspach eine deutsche Frau von ca. 55 Jahren vom Pöbel an den Haaren aus einem schon zertrümmerten deutschen Hotel auf die Straße geschleppt, hier geschlagen, zu Boden geworfen und mit Füßen getreten wurde, bis sie regungslos liegen blieb.

Zweitens, am Freitag, 7. August, sah ich, wie gegen nachmittag 3 Uhr in einer anderen Straße ein Kind von 3—5 Jahren aus dem zweiten Stockwerk eines Hauses auf die Straße unter den Pöbel geschleudert wurde, der es dann zu Tode schlug.

Drittens, am folgenden Tage sah ich, wie gegen 5 Uhr nachmittags der in der Nähe meines Hauses wohnende deutsche Drogenhändler Frankenberg, der sich bis dahin versteckt gehalten hatte, aus seinem Hause von dem Pöbel herausgeholt und während 20 Minuten ungefähr auf der Straße in der fürchterlichsten Weise mißhandelt wurde. Er wurde von dem Pöbel geschlagen, getreten, hochgehoben und wie ein Sack wieder auf das Pflaster geschleudert; es wurde ihm ein Auge ausgeschlagen, dann brachte man ihn zur Wache, wo er ohne jede Pflege bis zum andern Morgen 6 Uhr verblieb. Durch zuverlässige Erkundigungen habe ich dann festgestellt, daß er von der Wache in das Krankenhaus gebracht wurde, wo er verstarb. Die eigene Frau, eine Belgierin, hatte ihren Mann dem Pöbel verraten.

Gräßliche Verstümmelungen an Deutschen in Brüssel.

Nach Mitteilungen eines aus Belgien eingetroffenen bayrischen Kaufmanns wurden in Brüssel mehreren Deutschen die Augen ausgestochen und die Ohren abgeschnitten. Einem deutschen Fleischermeister wurde der Leib aufgeschlitzt.

Der Brüsseler Vertreter des Wolffschen Telegraphenbureaus berichtet über die Gewalttätigkeiten der Brüsseler und Antwerpener Bevölkerung gegen die Deutschen folgendes:

Über Belgien wurde am Sonnabend (8. August) der Belagerungszustand verhängt. Alle Deutschen wurden Sonnabend nacht aufgefordert, das Land baldigst zu verlassen. Was sich in den letzten Tagen in Brüssel ereignete, übertrifft alles das, was sich die kühnste Phantasie ausmalen kann. Seit der Kriegserklärung am Dienstagvormittag demolierte der Pöbel alle Geschäfte, die Deutschen gehören oder deutsche Produkte anboten. Jedes Schild mit deutscher Anspielung wurde entfernt und jeder, der ein deutsches Aussehen hat, tätlich auf der Straße angegriffen oder der Spionage verdächtigt. Die unwahrscheinlichsten Dinge wurden kolportiert und von der Presse verbreitet, u. a. daß von deutschen Soldaten der Versuch gemacht worden sei, den Kommandanten der Festung Lüttich, General Leman, der sich wacker geschlagen habe, zu ermorden. Auch verbreiteten mehrere Blätter die Nachricht, unsere Soldaten seien mangelhaft verpflegt und ergingen sich in heftigsten Angriffen auf Kaiser Wilhelm. Kurzum, der Deutschenhaß wird in fanatischster Weise gepredigt. Fast jede Nacht verlassen Tausende von Deutschen unter dem Schutz des amerikanischen Generalkonsuls seit Donnerstag Belgien über Holland, in ritterlicher Weise von Offizieren und der Bürgergarde beschützt, die seit Freitag abend begannen, in Gemeinschaft mit den Stadtbehörden dem Spionagefieber entgegenzuarbeiten.

Durch Umfrage bei aus Antwerpen und Brüssel geflüchteten Deutschen habe ich gestern und heute festgestellt, daß die belgische Bevölkerung noch bestialischer gehaust hat, als anfänglich angenommen wurde. Es klingt fast wie Ironie, daß der belgische Justizminister am Freitag ein Komitee einsetzte, das Material gegen die deutschen Truppen (!) sammeln soll. Der Mob schonte nicht einmal die Frauen. Fast alle Deutschen in Brüssel mußten sich tagelang versteckt halten. Unter den wegen Spionage Verhafteten befindet sich der Prinz von Croy mit seinen beiden deutschen Chauffeuren; er wird verdächtigt, daß er vor einiger Zeit ein Diner gegeben habe, an dem etwa zwanzig deutsche Offiziere teilgenommen hätten. Die deutschen Großkaufleute in Antwerpen, denen vornehmlich der Hafen seinen Aufschwung verdankt, sind scheußlich behandelt worden; auch sie wurden der Spionage verdächtigt. Der bekannte Hotelbesitzer Weber in Antwerpen ist vom Mob ermordet worden. Außerdem ist man beunruhigt wegen des Schicksals einiger bekannter Deutscher in Brüssel.

Mißhandlung deutscher, in Belgien staatlich angestellter Geistlicher durch die Brüsseler Gendarmerie.

Der aus Krefeld stammende, in Belgien staatlich angestellt gewesene Kaplan Paul Drossert berichtet in der Krefelder „Niederrh. Volkszeitung" folgendes über die ihm von der Brüsseler Gendarmerie zuteil gewordene rohe Behandlung:

„Wir waren zu zwei Geistlichen. In Brüssel angekommen, wurden wir gefaßt und zum Bureau des Stationschefs gebracht. Im Bureau des Stationschefs waren hohe französische Beamte anwesend. Aus den telephonischen Gesprächen dieser Beamten mit der französischen Delegation erfuhren wir, daß Mitglieder der französischen Kriegsbehörde bereits in Brüssel anwesend waren. Etwa 40 belgische Züge waren nach der französischen Grenze bereits abgefahren, um die französischen Truppen abzuholen.

Nach einigen Stunden kam die Brüsseler Gendarmerie vorgefahren. Wir zeigten unsere Papiere mit der Urkunde der belgischen staatlichen Anstellung. Zur Antwort erhielten wir von den belgischen Beamten Faustschläge in das Gesicht; wir wurden aufs gröbste beschimpft; es wurde uns unter Androhung neuer Gewalttaten verboten, das Geringste zu erwidern. In Ketten geschlossen, wurden wir unter dem Gejohle der Menge in ein bereitstehendes Automobil geführt und zur Gendarmerie gefahren. Vor dem Gendarmeriegebäude wurden wir von etwa 30 Gendarmen aus dem Automobil gezogen, zu Boden geworfen, mit Faustschlägen und Fußtritten mißhandelt und dann zum Bureau des Gendarmeriechefs geführt. Während des Verhörs kam dreimal ein Gendarm und schlug uns zu Boden. Dann wurden wir in Gegenwart von etwa 50 Beamten vollständig entkleidet und etwa drei Stunden lang mißhandelt. Wir wurden beschimpft mit Ausdrücken, die man nicht wiedergeben mag, bespuckt, mit Faustschlägen, Fußtritten, Gummischläuchen, Gewehrkolben, Sporen usw. traktiert und vielleicht zehnmal zu Boden geschlagen. Danach konnten wir die Kleider wieder anlegen und wurden dann in Ketten geschlossen zum Justizpalast übergeführt. Nach unserer Freilassung erreichten wir über Antwerpen unter großen Schwierigkeiten die holländische Grenze.

Grausamkeiten der Bevölkerung in anderen belgischen Orten.

Ein Opfer des Lütticher Pöbels in Leipzig.

Am Donnerstagmittag hielt sich im Dienstzimmer auf Bahnhof Paunsdorf ein armes, mit Messerstichwunden an beiden Armen und in der Seite überdecktes deutsches Dienstmädchen auf! Das arme Mädchen kam direkt aus Lüttich, wo unsere braven Soldaten es, in einem Speicherraum seiner belgischen Herrschaft eingeschlossen, noch rechtzeitig vor dem Hungertode gerettet haben. Das Mädchen ist vom Mob in dieser bestialischen Weise gemißhandelt worden und von seiner Herrschaft, aller Mittel entblößt, eingesperrt und fünf Tage ohne Nahrung gelassen worden, damit durch sein Absterben ein Zeuge über die Grausamkeiten gegen Deutsche weniger sei. Nachdem das arme Ding vom Bahnhofsvorsteher reichlich mit Speise und Trank, von uns aber mit genügenden Geldmitteln versehen war, wurde es, unter Obhut eines mitreisenden Fräuleins, nach seiner Heimat Chemnitz weiterbefördert. (Leipz. N. N.)

Insgesamt 150 Deutsche in Lüttich vom Pöbel ermordet.

Wie aus Lüttich gemeldet wird, sind mehrere hundert Einwohner der Stadt unter der Anschuldigung, sich an den bestialischen Scheußlichkeiten gegen wehrlose Deutsche beteiligt zu haben, festgenommen worden. Einer vorläufigen Zusammenzählung zufolge beträgt die Zahl der von dem Pöbel ermordeten Deutschen in Lüttich über 150, $^3/_4$ davon Frauen und Kinder. Die unglücklichen Opfer der Volkswut sind zum Teil so verstümmelt worden, daß ihre Rekognoszierung nur unter größten Schwierigkeiten möglich war. (Leipz. Tageblatt.)

Unrechtmäßige Erschießung eines Deutschen in Ostende.

Aus Ostende kommt die Nachricht, daß dort ein deutscher Reichsangehöriger erschossen worden sei. Wie von zuverlässiger Seite berichtet wird, handelt es sich um einen hochangesehenen deutschen Kaufmann, der bei Ausbruch des Krieges zu geschäftlichen Zwecken in Belgien weilte. Spionagedienste hat er niemals geleistet.

Behandlung von Deutschen und Österreichern in Brügge.

Im „B. T." teilt ein aus Antwerpen geflüchteter Deutscher, der einige Zeit in Brügge als Kriegsgefangener weilte, seine Erlebnisse mit. Deutsche und Österreicher wurden in Brügge aus dem Zuge heraus verhaftet. Die Frauen und Kinder wurden in Klöster, die Männer ins Gefängnis gebracht. Durch eine wutentflammte Volksmenge hindurch mußten die Soldaten den Gefangenen mit Kolbenstößen einen Weg bahnen. In einem engen Raume und in ärgstem Schmutz mußten sie mehrere Tage verbringen. Erst am sechsten Tage wurden sie vor ein Kriegsgericht gestellt und dann freigegeben.

Eine belgische Zeitung über die Deutschenhetze in Gent.

In der flämischen Zeitung „Het laatste Nieuws" (Die letzten Neuigkeiten) finden sich folgende Mitteilungen über die Deutschenhetze in Gent:

Viele Menschen warteten am Dienstag nachmittag auf die neuesten Kriegsnachrichten und die Depeschen über die Kammersitzung. Als die Kunde vom Einmarsch der Deutschen kam, als Soldaten und Offiziere zur Bahn eilten und das Rote Kreuz gen Osten fuhr, wurde alles lebendig und laute Zurufe erschollen. Aber die Volksmenge wollte noch mehr als gegen Deutschland losgehen, sie wollte gegen alles, was deutsch ist, losschlagen.

Vorerst fand man zwei deutsche Spione! Diese wurden durch Gendarmerie weggebracht, nachdem sie von der wütenden Menge tüchtig verprügelt worden waren. Waren diese Deutschen wirklich Spione? Konnte das in der wilden Menge einer untersuchen? Man erzählt, daß sie auf der Bahn einige belgische Soldaten allzu neugierig ausgefragt hatten! —

Die Wut gegen alles Deutsche war nun nicht mehr zu bändigen. Sie wandte sich zuerst gegen das „Hôtel du Télégraphe" (deutsches Haus), wo die Fenster eingeschlagen wurden. Von den Kaffeehäusern wurden die Reklamen für deutsche Biere und alle deutschen Inschriften abgerissen. Dann gings gegen diejenigen Kaffeehäuser, deren Inhaber Deutsche sind, das Hotel Klaus, die „Kulmbacher", die „Trois Suisses" eingeschlossen. Große Banden junger Burschen durchzogen singend (De vlaamsche Leeuw, das „Vaderlandsch Lied", das „Artevelielied") den Abend und die halbe Nacht die Stadt. Bei jedem Erscheinen von Soldaten klang es: Hoch das Heer! Hoch der Krieg!

Vor den zerstörten Kaffeehäusern stehen Polizei und Bürgerwache Posten, um weitere Angriffe zu verhüten. Doch waren sie am Dienstag abend ohnmächtig gegen die Wut der Massen.

Diese Aufregung und Wut, die ein Ausfluß der übergroßen Vaterlandsliebe sind, können wir begreifen, aber man verliere nicht aus den Augen, daß wir in dieser Stunde besser ruhig als aufgebracht sein sollten. Man weiß doch, daß es die Stadt ist, die all den Schaden an den Kaffeehäusern wird bezahlen müssen. Möge das Volk doch jetzt begreifen, daß das Geld der Stadt in diesem Augenblick besser verwendet werden kann. Am Mittwoch gab es noch ärgere Auftritte. Die Schaufenster der Magazine der „Invocation" in der Veldstraat wurden zerschlagen. Die Bürgerwacht bewacht dies Gebäude. Das Hotel Klaus, das Kaffeehaus Kulmbach wurden von neuem gestürmt, die Menge drang ins Innere und schlug alles kurz und klein. Es wurde in diesen beiden Häusern geplündert. Getränke und Mundvorräte sollen geraubt worden sein.

Noch einmal mahnen wir die Bevölkerung von Gent zur Ruhe und Besonnenheit. Wer weiß, wie wir unsere Kräfte noch gegen wirkliche Feinde des Vaterlandes werden gebrauchen müssen!

Aus dem Feldpostbrief eines deutschen Kriegers.

„Bei .... betraten wir Belgien und sind heute in .... Hier sieht es nun wüst aus, die Straßen waren verbarrikadiert, Brücken gesprengt, Telephon- und Telegrahenleitungen zerstört. Die Bewohner werden sehr streng behandelt. Verschiedene sind erschossen, andere aufgehängt und das Haus abgebrannt worden. Sie hatten zum Teil auch schreckliche Greueltaten vollbracht: Kindern deutscher Eltern Augen ausgestochen, Zunge, Ohren, Nase abgeschnitten, gefangene deutsche Soldaten, hauptsächlich Reiterei verkehrt aufgehängt, in den Backofen gesteckt usw. Wenn so was vorkommt, wird das ganze Dorf rausgejagt, erschossen und dann die Häuser in Brand gesteckt. Verschiedene Brunnen sind auch vergiftet."

Zeugenvernehmungen über die belgischen Greuel.

Das Kgl. Sächsische Justizministerium erläßt unter dem 21. August 1914 an die Vorstände der Amtsgerichte folgende Verordnung über die Vernehmung von Zeugen über die belgischen Greuel:

„Wer sich infolge des Aufrufs, den der Herr Stellvertreter des Reichskanzlers erlassen hat, zur Bekundung eigener Wahrnehmungen oder empfangener zuverlässiger brieflicher Mitteilun-

gen über die in Belgien vorgekommenen Mißhandlungen deutscher Reichsangehöriger oder über Angriffe auf deren Eigentum bei der Ortspolizeibehörde meldet, wird von dieser zufolge einer Anordnung des Ministeriums des Innern unter genauer Angabe seiner Adresse in eine Liste eingetragen; die Liste wird täglich an das Amtsgericht abgegeben werden.

Die Vorstände der Amtsgerichte wollen dann tunlichst selbst die weitere Erledigung der Sache besorgen oder sie durch von ihnen zu beauftragende juristische Beamte der ihnen unterstellten Gerichte besorgen lassen. Die in den Listen eingetragenen Personen sind, sobald als möglich zu bestellen und als Zeugen zu vernehmen. In geeigneten Fällen werden sie in ihrer Wohnung vernommen. Sie sollen ihre Aussagen durch eidesstattliche Versicherung bekräftigen. Zeugengebühren sind ihnen nach Maßgabe der Gebührenordnung für Zeugen und Sachverständige zu gewähren.

Die Protokolle sind zu sammeln und jedesmal am Schlusse der Woche an das Justizministerium einzusenden."

Der Franktireurkrieg.

Amtliche Bekanntmachungen.

Deutsche Warnung.

Durch Vermittelung einer neutralen Macht ist der belgischen Regierung Mitte August folgendes mitgeteilt worden: Trotz der Note vom 8. August, in der die belgische Regierung mitteilt, daß sie gemäß dem Kriegsgebrauch den Krieg nur mit uniformierten Mannschaften führen werde, haben an den Kämpfen um Lüttich zahlreiche Leute unter dem Schutze bürgerlicher Kleidung teilgenommen. Sie haben nicht nur auf deutsche Truppen geschossen, sie haben in grausamer Weise Verwundete erschlagen und Ärzte, die ihren Beruf erfüllten, niedergeschossen. Gleichzeitig hat in Antwerpen der Pöbel deutsches Eigentum barbarisch verwüstet, Frauen und Kinder in bestialischer Weise niedergemetzelt. Deutschland fordert von der ganzen gesitteten Welt Rechenschaft für das Blut dieser Unschuldigen, für die jeder Zivilisation hohnsprechende Art der Kriegführung Belgiens. Wenn der Krieg von nun an einen grausamen Charakter annimmt, trägt Belgien die Schuld. Um die deutschen Truppen vor der entfesselten Volksleidenschaft zu schützen, wird von nun an jeder Nichtuniformierte, der nicht durch deutlich erkennbarer Abzeichen als zur Teilnahme am Kampfe berechtigt bezeichnet ist, als außerhalb des Völkerrechts stehend behandelt werden, wenn er sich am Kampfe beteiligt, die deutschen rückwärtigen Verbindungen stört, Telegraphendrähte durchschneidet, Sprengungen vornimmt, kurz in irgend einer Weise unberechtigt an der Kriegshandlung teilnimmt. Er wird als Franktireur behandelt und sofort standrechtlich erschossen werden.

Ein Protest der deutschen Heeresleitung.

Großes Hauptquartier, 28. August. (W. T. B.)

Die deutsche Heeresleitung protestiert gegen die durch unsere Gegner verbeiteten Nachrichten über Grausamkeiten der deutschen Kriegführung. Wenn Härten und strengste Maßnahmen nötig geworden sind, so sind sie veranlaßt und herausgefordert durch Teilnahme der Zivilbevölkerung einschließlich Frauen an heimtückischen Überfällen auf unsere Truppen und durch bestialische Grausamkeiten, die an Verwundeten verübt worden sind. Die

Verantwortung für die Schärfe, die in die Kriegführung hineingebracht worden ist, tragen allein die Regierungen und Behörden des von uns besetzten Landes, die ihre Bürger mit Waffen versehen und zur Teilnahme am Kriege aufgehetzt haben. Überall da, wo die Bevölkerung sich feindseliger Handlungen enthalten hat, ist von unseren Truppen weder Mensch noch Gut geschädigt worden. Der deutsche Soldat ist kein Mordbrenner und Plünderer, er führt nur Krieg gegen das feindliche Heer. Die in ausländischen Blättern gebrachte Nachricht, die Deutschen trieben die Bevölkerung des Landes im Gefecht vor sich her, ist eine Lüge, die den moralischen Tiefstand ihres Urhebers kennzeichnet. Jeder, der die hohe kulturelle Entwicklung unseres Volkes kennt, wird sie als solche von vornherein bezeichnen. v. Moltke.

Eine Bekanntmachung des Kommandierenden Generals des 7. Armeekorps.

Es ist zu meiner Kenntnis gekommen, daß eine Zeitung das strenge Vorgehen unserer militärischen Befehlshaber gegen das nichtswürdige Franktireurwesen in Belgien als den Ausfluß eines bloßen Rache- und Vergeltungsgelüstes bezeichnet und geschmäht hat. Der Artikel, gegen den ich pflichtgemäß unverzüglich eingeschritten bin, gibt mir Veranlassung, mit einem aufklärenden Wort mich an die Bevölkerung im Bereiche des 7. Armeekorps zu wenden. Die hinterlistigen und heimtückischen Überfälle, die seitens der feindlichen Bevölkerung auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen vielfach auf unsere Truppen verübt worden sind und stellenweise noch immer verübt werden, machen es unseren Befehlshabern zur absoluten Pflicht, mit ganz nachsichtsloser, eiserner Strenge gegen so ungeheuerliche Schandtaten vorzugehen. Hier Schwäche zu zeigen, wäre Verrat an unserm Heere. Ruhigen Einwohnern eines feindlichen Landes wird kein Haar gekrümmt, dafür bürgt schon die in aller Welt bekannte Manneszucht unserer Truppen. Sie kämpfen den ehrlichen Kampf als Soldaten gegen Soldaten. Werden aber die wackeren Söhne unseres Volkes, die für das Vaterland in Not und Tod ziehen, werden Verwundete, Ärzte, Krankenpfleger durch feigen Überfall von einer verblendeten, rasenden Bevölkerung elend hingemordet, wird die Sicherheit unserer Heere von rückwärts durch das Bandenwesen gefährdet, so ist es ein Gebot der Selbsterhaltung und eine heilige Pflicht der militärischen Befehlshaber, mit den äußersten Maßregeln da-

gegen vorzugehen; dann müssen Unschuldige mit den Schuldigen leiden. Unsere Heeresleitung hat in wiederholten Kundgebungen keinen Zweifel gelassen, daß Menschenleben bei der Unterdrückung dieser Scheußlichkeiten nicht geschont werden können. Daß einzelne Häuser, ja blühende Dörfer und ganze Städte dabei vernichtet werden, ist gewiß beklagenswert, darf aber nicht zu unberechtigter Gemütserregung führen. Sie dürfen uns nicht soviel wert sein wie das Leben eines einzigen Soldaten. Das ist selbstverständlich und braucht eigentlich nicht gesagt zu werden.

Der Franktireurkrieg in Belgien nach der Auffassung der belgischen Regierung eine Folge der von den deutschen Soldaten begangenen Grausamkeiten.

Die belgische Regierung richtet durch Vermittelung der spanischen Botschaft in Berlin an Deutschland eine Protestnote folgenden Inhalts:

„Belgien, das den Frieden wollte, ist von Deutschland gezwungen worden, zu den Waffen zu greifen, um gegen einen durch nichts gerechtfertigten Angriff, der den feierlichen Verpflichtungen der Verträge zuwiderläuft, sich in der Notwehr zu schützen. Belgien ehrt sich selbst, indem es loyal und unter Beachtung aller Regeln des Völkerrechts und des Kriegsgebrauchs kämpft. Nach dem Eindringen deutscher Truppen in sein Gebiet hat Belgien durch seine Regierung in allen Gemeinden Maueranschläge erlassen und täglich in den Zeitungen Verfügungen bekannt gegeben, die den nicht am Kampfe beteiligten Bürgern verbieten, feindselige Handlungen gegen die ins Land dringenden Truppen zu unternehmen. Die belgische Regierung erhebt lebhaften Einspruch gegen die von der deutschen Regierung zur Begründung ihrer odiösen Unterdrückungsmaßnahmen verbreiteten falschen Darstellungen. Wenn einige den Kriegsregeln zuwiderlaufende Handlungen nachzuweisen sind, so muß man bei der Beurteilung die gerechte Entrüstung in Rechnung stellen, die die von den Deutschen begangenen Grausamkeiten (! vergl. die vorhergehenden 3 Artikel!) bei der belgischen Bevölkerung hervorgerufen haben, die außerordentlich friedlich gesinnt, aber zur Verteidigung ihrer Rechte entschlossen und in der Achtung vor der Menschlichkeit gleichermaßen energisch ist."

Die Protestnote der belgischen Regierung bezichtigt dann die deutschen Soldaten der Niedermetzelung Unbewaffneter, Vergewaltigung von Frauen und Mädchen, Brandlegung an Dörfern und Einzelhäusern, aus denen kein Widerstand geleistet worden sei

endlich zahlloser Diebstähle. Viele dieser Handlungen seien von den deutschen Soldaten in Gegenwart ihrer Offiziere, ja teilweise auf ihre Veranlassung ausgeführt worden. Es sei offenbar, daß die deutsche Behörde die Bevölkerung zu terrorisieren beabsichtige.

Bekanntmachung des Bürgermeisters von Lüttich nach der Einnahme der Stadt durch deutsche Truppen.

Die Gemeindeverwaltung erinnert alle Bürger und alle diejenigen, die sich auf Lütticher Gebiet befinden, daß es nach den Kriegsgesetzen strengstens verboten ist, daß eine Zivilperson sich an irgendeinem feindseligen Akt gegen deutsche Soldaten beteiligt, die das Land besetzen. Jeder Angriff auf deutsche Truppen von anderen als Bewaffneten in Uniform setzt nicht nur den Übeltäter selbst, sondern auch die übrigen Einwohner in schwere Gefahr, insbesondere die Bewohner von Lüttich, und außerdem die durch den Kommandanten der deutschen Truppen auf der Zitadelle festgehaltenen Geiseln. Die Namen der Geiseln sind: 1. Rutten, Bischof von Lüttich, 2. Kleyer, Bürgermeister, 3. Grégoire, Deputierter, 4. Fléchet, Senator, 5. Van Zuylen, Senator, 6. Peltzer, Ed., Senator, 7. Colleaux, Senator, 8. De Ponthière, Abgeordneter, 9. Van Hoegaerden, Abgeordneter, 10. Falloise, Schöffe.

Dem Bischofe Rutten und dem Bürgermeister Kleyer wurde genehmigt, vorerst die Zitadelle zu verlassen; sie bleiben aber als Geiseln jederzeit dem deutschen Kommandanten zur Verfügung.

Wir beschwören alle diejenigen, welche Wachtdienst versehen, im Interesse aller Bewohner und der Geiseln der deutschen Armee darauf zu achten, daß keinerlei Angriffe gegen deutsche Soldaten vorkommen. Wir machen bekannt, daß das Generalkommando der deutschen Truppen befohlen hat, daß Privatpersonen, die Waffen und Munition im Besitze haben, diese sofort der Behörde im Provinzialhause abzuliefern haben, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, sofort erschossen zu werden.

Hiermit ersuche ich Sie um Zusendung aus dem Verlage von **Otto Gustav Zehrfeld in Leipzig-R.**

.....**Der Lügenfeldzug unserer Feinde.** Bd. 1 Mk. 1.80.

..... — do. Bd. 2 u. ff. nach Erscheinen.

.....**Die belgisch. Greueltaten gegen die Deutschen.** Mk. —.60.

.....**O Deutschland hoch in Ehren!**
Neue Vaterländische Lieder. 10 Pfg.

.....**Paquet, Asiatische Reibungen.**
Politische Studien. Mk. 2.50, geb. Mk. 3 50.

Betrag folgt mit gleicher Post — nach Erhalt der Sendung — ist durch Nachnahme zu erheben — ist auf Konto zu notieren.

Ort und Datum. Unterschrift.

.....

.....

Bücherzettel

An die Buchhandlung

.....

.....

.....

.....

Glaubwürdige Berichte von Augenzeugen.

Gottfried Traub, der bekannte Pfarrer und Landtagsabgeordnete, über die Volksraserei in Lüttich.

In einem in der Zeitschrift „Die Hilfe" veröffentlichten Aufsatz „Ein Tag in Lüttich" berichtet Traub, der von einem Aachener Stabsarzt in dessen Dienstautomobil mit nach Lüttich genommen worden war, folgendes: Deutsche Soldaten waren in einer Schule einquartiert. Der Leutnant gab ihnen noch die Weisung, sie könnten ganz ruhig sein und sollten sich anständig benehmen. Es seien ja alles anständige Leute, diese Lehrer. So handelten sie danach. Aber allmählich wird es ihnen unheimlich; sie sehen alle möglichen verdächtigen Bewegungen, sie merken, wie sie abgeschnitten werden, sie sehen, wie hinterrücks auf einen Major geschossen wird, und da sehen sie sich ihr Haus an und merken auf einmal, wie Gewehr an Gewehr sich auf sie richtet und wie alle die Lehrer nichts anderes sind als Franktireurs. Wut packt sie. Was sie nun tun und was nun kommt, das erklären die zerstörten Häuser, und einer von unseren Soldaten erzählte, als wäre es eine selbstverständliche Sache, wie er sieben an die Wand stellte und mit einer Kugel abschoß. Ja, so sieht der Krieg aus. Nein, nicht der Krieg, das ist ein Schlachten, an dem das belgische Volk ganz allein schuld ist. Zu solcher Gewalttat zwingt uns die verrohte Bevölkerung. Wir wissen heute, daß wahr ist, was in den Zeitungen stand von Verstümmelung, alles, alles wahr! Man muß es gesehen haben, und ich lege Wert darauf, gerade diesen ersten Eindruck festzustellen. Wir sind nicht mit vorgefaßter Meinung hingegangen; wir haben die Tatsachen einfach auf uns wirken lassen. Die stärkste Tatsache, die wir sahen, war, daß auf dem Bahnhof hinter dem Justizgebäude Hunderte und Aberhunderte von Gewehren, Flinten, Armbrüsten, Messern und allem möglichen Waffenzeug lag, das jetzt noch Tag für Tag wagenweise aus den Wohnungen abgeholt wird. Man wende nicht ein, daß Lüttich die Gewehrstadt ist und die Gewehrfabrikation dort im Kleinbetrieb vorgenommen wird. Ich war einstens selbst in Lüttich und wunderte mich, wie die Gewehrteile über die Straße getragen wurden von einem Meister zum andern. Das war noch im Jahre 1895; es ist seitdem nicht anders geworden. Das erklärt vieles, sicherlich. Aber trotz alledem, die Gewehre werden in die Häuser bis an die Grenze hingeschafft. Sie waren geladen, und nicht nur in Lüttich selbst, sondern weit hinaus. Einer unserer Soldaten erzählte uns selbst, wie er gesehen hat, daß einer der Lehrer ein Gewehr nach dem andern wegwarf,

nur um wieder das frisch geladene zu nehmen und abzudrücken auf sie, die ohne Arg in die Wohnung gekommen. Ein Dutzend Gewehre lag so bereit zum Meuchelmord. So vorbereitet, so systematisch ging die Bevölkerung vor. Schreiendes Unrecht wäre es, wenn hier nicht mit der schärfsten Rücksichtslosigkeit deutsches Blut, deutsche Art und deutsche Mannhaftigkeit behütet und bewahrt bliebe. Darum klagen die Ruinen der Dörfer nicht Deutschland an; sie sind ein unauslöschliches Zeichen von der Schmach, die das belgische Volk auf sich geladen hat. Daß Barbarei so nah der Grenze wohnte — wer hätte das gedacht. Wenn sie sich herabgewälzt hätten nach Aachen, Eupen, Jülich — unausdenkbar! Es schüttelt den Menschen, es läuft einem kalt über den Rücken, wenn man sich klarmacht, daß diese Leute da unten, die eben die Mützen lüften, womöglich heute abend noch aus irgendeinem Hinterhalt einen deutschen Wagen beschießen oder sonst ein Hindernis bereiten. Die Abendsonne vergoldete das Land. Sonne, warum bist du so grausam?

Der Franktireurkrieg behördlich organisiert.

Der Kriegsberichterstatter der „B. Z. am Mittag" äußert sich über den belgischen Franktireurkrieg, wie folgt: Der Franktireurkrieg in Belgien ist die Schöpfung einer wohldurchdachten behördlichen Organisation. Ich habe selbst gesehen, wie man den Bürgermeister des von uns zerstörten Clermont einbrachte, weil die Weiber wie Bestien nachts über schlafende Verwundete herfielen und sie in nicht wiederzugebender Weise marterten, bis der Tod sie erlöste. Belgier haben mir erzählt, daß dieser Bürgermeister trotz des inständigen Abratens des Ortspfarrers die Bevölkerung zum Überfall auf die deutschen Soldaten aufgefordert und mit Waffen versehen hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Verteilung von Waffen und Munition an die Zivilbevölkerung systematisch durchgeführt wurde.

Der Mut der Bürger und die Wut gegen Deutschland wurden künstlich durch lügnerische Nachrichten aufgestachelt, die Russen seien schon über Breslau hinaus in Deutschland eingedrungen und im Anmarsch auf Berlin, die Engländer hätten den größten Teil der deutschen Flotte zerstört und landeten an der Ostseeküste, im Oberelsaß hätten die Franzosen unter begeisterter Mithilfe der Elsässer einen großen Sieg errungen. Derartige behördlich verbreitete Gerüchte mußten das leicht erregbare belgische Volk aufreizen. In wenigen Tagen wähnte man mit Hilfe der Franzosen die Deutschen aus Belgien hinauszuwerfen.

Um die Überfälle zu beendigen, gibt es nur ein Mittel, nämlich mit unnachsichtlicher Strenge einzuschreiten und Beispiele aufzustellen, die durch ihre Schrecken für das ganze Land eine Warnung bilden. Die prompte Justiz, so auch die der Provinz Lüttich auferlegte erhöhte Kriegskontribution wirken ausgezeichnet.

In Namur wurden wohl hundert Pakete Zigaretten beschlagnahmt, die zwischen dem Tabak Pulver enthielten, damit sich die Soldaten beim Rauchen die Augen verbrennen sollten.

Der Marsch durch das belgische Land im dauernden Kampf gegen Hinterlist und Verbrechen.

Prof. Dr. Blokel schreibt in einem im „Berl. Tagebl." veröffentlichten Aufsatz „Bei einer Sanitätskompagnie auf dem belgischen Kriegsschauplatz" u. a. folgendes:

Der Marsch durch das belgische Land war ein dauernder Kampf gegen Hinterlist und Verbrechen. Die deutsche Presse hat ja vielfach Schilderungen darüber gebracht, welche Scheußlichkeiten das verhetzte und zum Teil auch seinem Charakter nach leidenschaftliche Volk gegen unsere Truppen verübte. Ich habe in Berneau noch die zerstochenen und blutdurchtränkten Uniformstücke unserer kranken Soldaten gesehen, die dort in dem zum Lazarett umgewandelten Schulhause nachts während des Schlafes heimtückisch von Ortsbewohnern zu Tode gemetzelt wurden. Aber das ist nur eine kleine Episode aus diesen schrecklichen Franktireurkämpfen. Wie Bilder aus dem Dreißigjährigen Krieg mutete uns das an, was wir streckenweise an zerstörten Gehöften, Dörfern und Landstädtchen sahen. Jedes Brandmal, das wir dem belgischen Boden aus Notwehr in jenen Gegenden, die reguläre belgische Truppen im Kampfe mit den unsrigen nicht gesehen haben, aufdrücken mußten, zeugt gegen die falschen Propheten, die ihr eigen Volk dieses grauenvolle Handwerk lehrten und die Schrecken eines furchtbaren Vernichtungskampfes heraufbeschworen.

Belgische Dorfbewohner beschießen eine holländische Abteilung des Roten Kreuzes.

Der Gewährsmann des „Provinciale en Gelderse Courant" rühmt die Mäßigung der deutschen Truppen, die sich günstig abgehoben habe von dem Verhalten vieler belgischer Dorfbewohner, namentlich von Berneau. Diese hätten sich wie verliert benommen

und das Doppelte und Dreifache an Strafen verdient, die sie getroffen haben. Hier einige Beispiele ihrer Taten:

1. Ein Landgut liegt in Berneau an der Maasseite offen; jenseit liegen die Bewohner in den Kreidegruben. Als die holländische Abteilung vom Roten Kreuz herankommt, um die verwundeten belgischen Bürger zu verbinden, schießen diese Männer auf die Helfer vom Roten Kreuz.

2. Bei Harcourt hängen 14 Bauern, von denen sieben als Hyänen des Schlachtfeldes ertappt wurden; die übrigen hatten das Rote Kreuz beschossen.

3. Der Arzt teilte dem Gewährsmann des „Prov. en Geld. Cour." mit, daß ein zehnjähriges Mädchen (!) durch einen Arzt vom Roten Kreuz gefangen genommen worden sei, als es einem verwundeten wehrlosen Soldaten die Augen ausgestochen habe; ferner, daß vier Bauern aus Berneau ergriffen worden seien, weil sie auf dem Schlachtfelde verwundeten deutschen Soldaten Hände und Füße abgehackt hätten. Nicht ein Kraftwagen des Roten Kreuzes aus Maastricht, der nicht von der belgischen Landbevölkerung angeschossen worden wäre!

Nächtlicher Überfall auf deutsche Soldaten.

Von einem Überfall belgischer Bauern auf ruhende deutsche Soldaten weiß ein deutscher Mitkämpfer, der in Aachen verwundet im Lazarett liegt, zu erzählen:

„Wir hatten schon gehört, daß von Privatpersonen auf die vor uns marschierenden deutschen Kameraden aus dem Hinterhalt geschossen worden war, und waren deshalb auf der Hut. Als wir am Abend in ein Dorf einmarschierten, kamen uns die Bewohner mit unterwürfiger Freundlichkeit entgegen, brachten uns auf Verlangen Wasser und auch unaufgefordert verdächtig viel Wein. Wir schlugen Zelte auf und stellten Wachtposten aus. Um 12½ Uhr nachts schreckten mich plötzlich „Wer-da-Rufe" der Posten, sowie Flintenschüsse aus dem Schlaf. Wir fuhren aus den Zelten und ergriffen die Gewehre. Da kommen sie her! rief der Feldwebel, indem er auf eine vorspringende Waldecke zeigte. In dem lebhaften Gewehrfeuer, das jetzt losging, fühlte ich plötzlich einen Schlag am linken Handgelenk. Erst später merkte ich, daß ich von einer Kugel getroffen war. Unsere Angreifer waren Bauern aus dem Dorfe, die uns am Abend so freundlich empfangen hatten. Auch andere Truppenabteilungen haben, wie ich hier im Lazarett höre, die gleichen

Erfahrungen gemacht. In einzelnen Dörfern, in denen aus den Häusern auf unsere Kameraden geschossen worden ist, haben sich ganze Straßenkämpfe abgespielt. Die Belgier betrachten sich als Franzosen und benehmen sich wie Kongoneger."

Der Straßenkampf in Löwen.

Der Berichterstatter des „Lokal-Anzeigers" meldet aus dem Großen Hauptquartier über den Straßenkampf in Löwen:

Die Stadt Löwen hat ihr Schicksal freventlich heraufbeschworen. Bis zum 24. August abends war völlige Ruhe. Das Militär war einquartiert, wie in Lüttich und Brüssel, und in normalem Verkehr mit der Bürgerschaft. Der Bahnbetrieb war bis dort durchgeführt. Am Bahnhof war ein Rampenbau fertiggestellt für die Entladung ankommender Kolonnen. Dienstag, den 25. August, traf die Meldung über den Ausfall starker Kräfte aus Antwerpen ein.

Darauf gingen die Truppen aus Löwen rasch nach Norden ab zur Zurückweisung des Ausfalls. Das Landsturmbataillon Reuß verblieb zum Bahnschutz und zur Sicherheit in Löwen. Der Kommandierende General war auch im Kraftwagen abgefahren. Die zweite Staffel des Stabes war im Begriff, auf dem großen Bahnhofsplatz aufzusitzen. Da wurde plötzlich an vielen Stellen der Stadt das Feuer eröffnet aus Bodenluken und Fenstern. Alle Pferde des Stabes wurden getötet und fünf Offiziere verwundet.

Der Zusammenhang dieses ebenso verbrecherischen wie wahnwitzigen Überfalles mit dem gleichzeitigen Ausfall aus Antwerpen war klar. Die Vorbereitung durch die allenthalben vorhandenen Waffen war ebenfalls klar. Das Feuer wurde natürlich sofort erwidert und jeder mit Waffen ergriffene Einwohner erschossen, darunter zwei fanatische Priester, die an die Einwohner Munition verteilten.

Der Kampf artete in eine fast 24stündige Schlacht aus. Eine unserer Benzinkolonnen wurde in Brand geschossen. Der Brand wütete an vielen Stellen und legte ganze Stadtteile in Asche. Die Zerstörung dehnte sich auf den nördlich gelegenen Vorort Hérent aus. Unsere guten Landsturmleute und Trainsoldaten sind keine Mordbrenner, und wenn sie die berühmte alte Stadt so verwüsteten, so geschah es aus bitterster Notwendigkeit.

Die Tollheit der Bürger Löwens ist nur erklärlich dadurch, daß sie von einer gewissenlosen Regierung über das siegreiche Vordringen der Deutschen in Unkenntnis gehalten wurden und meinten, daß sie den von Engländern, Franzosen und Russen

geschlagenen Feind auch ihrerseits besiegen könnten. So fällt Löwens trauriges Geschick auf die Regierung des eigenen Landes zurück. Allen Versuchen des Auslandes gegenüber, uns als Barbaren hinzustellen, muß dies immer wieder festgestellt werden.

Die Franktireurerhebung in Löwen nach einer Schilderung des Kriegsberichterstatters der „Leipz. Neuest. Nachr."

Der Ausfall der vier Divisionen belgischer Truppen aus Antwerpen wurde durch eine Franktireurerhebung der Einwohner von Löwen unterstützt, die pünktlich zur Stunde des Antwerpener Ausfalles stattfand und zweifellos behördlich organisiert war. Entsprechend der Hinterhältigkeit und Heftigkeit dieses Angriffes hat Löwen, ohne daß der Überfall den zurückgeschlagenen Antwerpenern genützt hätte, büßen müssen. Was das bedeutet, weiß, wer, wie ich, die zerstörten Franktireurdörfer bei Lüttich und Namur gesehen hat. Sicherlich haben unsere Truppen den Vernichtungskampf gegen die kunstberühmte flämische Stadt nur mit schwerem Herzen eröffnet. Wenn aber die belgische Bevölkerung aus dem bisherigen Kriege noch immer nichts gelernt hat und den heimtückischen Mörderkrieg gegen unsere Krieger immer wieder beginnt, so darf der Deutsche keine Schonung üben. Jeder brave deutsche Soldat muß uns mehr wert sein, als dieses verbrecherische Franktireurgesindel, daß unseren Truppen mit Sprengladungen gefüllte Zigaretten verkauft, auf Krankenschwestern schießt, die einquartierten Soldaten im Schlafe abschlachtet, die Verwundeten in den Lazaretten erschlägt und hilflos auf den Schlachtfeldern Zurückgebliebene in bestialischer Weise verstümmelt.

Bericht eines Dominikanerpaters, der Augenzeuge der Vorgänge in Löwen war.

Als die deutschen Truppen in Löwen eingezogen waren, herrschte unter der Bürgerschaft Ruhe. Geistliche verlasen von der Kanzel herab die amtliche Bekanntmachung, worin die Bürgerschaft eindringlich zur Ruhe ermahnt wurde. Ein zweiter Appell zur Ruhe erging am Dienstag, den 25. August. Am Nachmittag dieses Tages verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, die Engländer und Franzosen seien von zwei Seiten im Anzug. Man hörte in der Stadt fernen Kanonendonner und Gewehrfeuer. Das wirkte in der Stadt wie ein Signal. Alsbald wurde aus den Häusern

geschossen. Die deutschen Soldaten wurden hierauf unter die Waffen gerufen. Immer zahlreicher wurde das Gewehrfeuer aus den Häusern. Die deutschen Truppen antworteten. Der Kampf dauerte die ganze Nacht hindurch. Darauf wurden die Geiseln von Löwen, die man vordem freigelassen hatte, erneut eingezogen. Sie wurden vom Rathaus unter militärischer Begleitung durch die Straßen geführt und mahnten in französischer und flämischer Sprache die Bürgerschaft zur Ruhe. Trotzdem wurde aus den Häusern weiter geschossen. Am 26. August wurden die Geiseln erneut durch die Straßen geführt. Sie verkündeten der Bürgerschaft in beiden Sprachen, daß sie selbst erschossen würden, wenn der Widerstand der Bürgerschaft fortdauere. Trotzdem schossen die Einwohner selbst auf die Soldaten, die die Geiseln begleiteten, und auf Ärzte. Den ganzen Tag über dauerte das Gewehrfeuer an. Am Abend erfolgte eine erneute Mahnung des deutschen Oberbefehlshabers zur Ruhe. Erst Donnerstag, den 27. August, verkündete ein deutscher Offizier, die Stadt würde bombardiert, die Einwohner sollten sich entfernen und zum Bahnhof begeben. Darauf wurde das Bombardement gegen die Stadt eröffnet.

Bankdirektor Dr. Helfferich über die Zerstörung von Löwen.

Die „Nordd. Allg. Ztg." bringt folgende Mitteilung: „Wir hatten Gelegenheit, den Direktor der Deutschen Bank, Dr. Helfferich, zu sprechen, der soeben aus Belgien zurückgekehrt ist. Dr. Helfferich war unter anderem auch in Löwen. Er erzählt, daß von einer totalen Zerstörung der Stadt nicht die Rede sein könne. Zerschossen und niedergebrannt sind nur die östlichen Quartiere, in denen nach der friedlichen Übergabe der Stadt unsere Truppen in heimtückischer Weise systematisch und anhaltend beschossen worden sind, vor allem die Straßenzüge, die vom Bahnhof und aus der Richtung von Tirlemont nach dem Stadtinnern führen. Eine grausame Ironie des Schicksals will, daß die Straßen Tirlemont nach dem Stadtzentrum den Namen „Rue des joyeuses entrées" führt, wie noch auf den blau und weiß emaillierten Straßenschildern zu lesen ist. Alle Häuser und Wände sind in diesen Straßen mit Kugelspuren dicht übersät; ein Beweis, wie jedes einzelne Straßenviertel gestürmt werden mußte. Dagegen ist die ganze südliche Hälfte der Stadt und auch ein Teil des Westens so gut wie unversehrt geblieben. Zahlreiche Häuser tragen hier Inschriften, wie: „Hier wohnen gute Leute, bitte schonen!" — Das Rathaus, die Perle des Löwens, ist völlig erhalten. Es ist durch unsere Truppen gerettet worden.

Offiziere, die an dem Straßenkampf in Löwen beteiligt waren, erzählen, daß unsere Leute die Dampfspritzen hervorholten, um den Brand der dem Rathause benachbarten Häuser zu löschen und so dieses architektonische Kleinod vor dem Untergang zu bewahren. Sie führten das Rettungswerk durch, obwohl sie bei der Löscharbeit fortgesetzt von den Löwener Bürgern weiter beschossen wurden. Leider gelang es nicht, die wertvolle Universitätsbibliothek zu retten. Von der Kathedrale ist der Turm eingestürzt, das Schiff ist erhalten.

Die mordenden Belgier.

Über Brüssel vorliegende zensierte Berichte enthalten neue Feststellungen zu den Greueltaten der belgischen Zivilbevölkerung gegen die deutschen Truppen. In Löwen sind über 200 deutsche Soldaten einem regelrecht organisierten Mordplan zum Opfer gefallen, ein großer Teil von ihnen wurde hingeschlachtet, als sie sich zur Ruhe niedergelegt hatten. Gleichzeitig mit dem Schießen in Löwen begann auch in fast allen umliegenden Dörfern eine regelrechte Mordjagd auf die deutschen Truppen. In Löwen sind etwas über 350 Belgier, darunter fast die Hälfte Frauen, in deutscher Haft, in Lüttich über 120 und im Bezirk Brüssel gleichfalls mehr als 350 Belgier, die aus dem Hinterhalt deutsche Truppen erschossen und die Verwundeten durch brutale Verstümmelungen gemartert hatten. — Sobald das Endergebnis der Untersuchung vorliegt, wird die deutsche Regierung dieses gleichfalls zur Kenntnis des neutralen Auslandes bringen, und um den Lügen der Feinde wirksam zu begegnen, sind eine ganze Anzahl unparteiischer fremdländischer Kriegsberichterstatter schon jetzt zu den Einzelfeststellungen hinzugezogen worden. (Leipz. Tagebl.)

Ein nächtlicher Kampf mit belgischen Franktireurs.

In der „Frankf. Ztg." veröffentlicht der Frankfurter Rechtsanwalt Dr. Alexander Berg folgende Schilderung eines nächtlichen Überfalles auf unsere Truppen in der belgischen Stadt Andenne, die in geradezu überwältigender Weise zum Ausdruck bringt, wie unsere Truppen von diesen belgischen Hallunken hinterlistig aus dem Hinterhalt überfallen werden. Er schreibt: Unser Reserve-Korps hatte den Befehl erhalten, die Festung Namur zu belagern und zu diesem Zweck am 20. und 21. August die Maas bei der Fabrik-

stadt Andenne zu überschreiten. Zurückgehende feindliche Truppen hatten die recht ansehnliche steinerne Brücke, die beide Teile der Maas verbindet, gesprengt. Unter dem Schutz von Infanterie hatten die Pioniere eine neue Brücke geschlagen, deren Fertigstellung am Nachmittag des 20. August erfolgt war, so daß gegen 5 Uhr mit dem Durchmarsch der Truppen durch die Stadt und dem Überschreiten der Maas begonnen werden konnte.

Es war gegen halb 7 Uhr abends, als die leichten Munitionskolonnen der Artillerie, die ich führte, etwa 10 Kilometer vor Andenne angelangt waren, um sich in die Kolonne des Gros einzuschieben. Wir machten vor einem Dorf, an dem die Landstraße nach Andenne vorbeiführt, Rast. Andenne selbst war unseren Blicken durch vorgestreckte bewaldete Anhöhen entzogen. Plötzlich vernahmen wir in der Richtung nach Andenne heftiges Gewehrfeuer, das etwa eine Stunde lang anhielt und von dem Donner einiger Kanonenschüsse begleitet war. Dann wurde es still. Wir zogen langsam durch das Dorf nach der Landstraße. Vor einzelnen Häusern mit Brunnen standen Trinkeimer. Da wurde von vorne der Befehl durch die Truppen weitergegeben: „Nicht aus den Brunnen trinken; die Brunnen sind vergiftet." Gleich darauf pflanzte sich der weitere Befehl durch die Truppen durch: „Revolver heraus, Achtung auf Franktireurs!" Diese Warnung war nur zu berechtigt. Denn wenige Minuten später galoppierte ein Unteroffizier mit der Meldung heran, daß er mit seinen Leuten aus einem Haus beschossen worden sei. Sofort drang die begleitende Infanterie in das Anwesen ein, erschoß die erwachsenen männlichen Einwohner und steckte das Haus in Brand.

Langsam vorrückend, näherten wir uns bei einbrechender Nacht Andenne. Über dem bewaldeten Höhenrücken, hinter dem die Stadt liegen mußte, glänzte in breiter Ausdehnung ein Feuerschein, bald stärker, bald schwächer werdend, das sichere Anzeichen eines gewaltigen Brandes. Um 11 Uhr nachts waren wir auf der Höhe angelangt. Da bietet sich unseren Augen ein wunderbar grausiger Anblick. Vor uns in der Maasebene liegt eine brennende Stadt — Andenne — brennend an allen Ecken und Enden. Der Brand mußte schon stundenlang gewütet haben. Denn von vielen Häusern, namentlich Fabriken, stehen nur noch die Mauern, zwischen denen brennende, glühende Balken mit lautem Krachen zusammenstürzen. An andern Stellen, an denen das Feuer besonders günstige Nahrung gefunden, lodern die Flammen zum Himmel empor, das furchtbare Schauspiel grell beleuchtend. Es war kein angenehmes Gefühl, in diese Stadt zwischen brennende Häuser einzureiten, immer gewärtig, von glühenden Balken ge-

troffen zu werden. Unsere Vermutung, daß hier vor wenigen Stunden ein erbitterter Straßenkampf getobt haben mußte, wurde zur Gewißheit, als wir beim weiteren Einrücken die Leichen erschossener Franktireurs in wildem Durcheinander an den Rändern der Straße liegen sahen.

Die innere, nach der Maas zu gelegene Stadt, in die wir kurz nach Mitternacht einrückten, war vom Brand zum großen Teil verschont. Die Läden der Häuser waren geschlossen. Kein Licht zeigte sich. Alles schien in vollkommener Ruhe zu sein. Wir biegen gerade nach einem freien Platz ein, als unter meinem Pferd ein harter Gegenstand aufschlägt. In demselben Augenblick erdröhnt ein fürchterliches Krachen und Zischen unter mir, Feuerstrahlen schießen knatternd rechts und links an meinem Pferd empor, das noch einen gewaltigen Satz in die Höhe macht, dann nach der Seite zusammenbricht und mich zum Teil unter sich vergräbt. Das Platzen dieser Bombe war offenbar das verabredete Zeichen zum Beginn des Kampfes. Denn nun begann aus allen Häusern des Platzes ein geradezu ohrenbetäubendes Schießen auf die Fahrzeuge der Munitionskolonne, die in kurzen Abständen im Galopp über den Platz eilten, um dieser gefährlichen Zone zu entrinnen. Man schoß aus allen Fenstern, Kellerlöchern und Dachluken; man schoß von den Balkons, aus Schießscharten und aus den halbgeöffneten Haustüren. Rechts und links neben mir prasselten die Kugeln funkensprühend auf das Pflaster. Ich versuchte, trotz der heftigsten Schmerzen, die ich infolge des Sturzes verspürte, meinen Schenkel unter dem Pferd herauszuziehen. Ich bildete hierbei für die Franktireurs jedenfalls ein bequemeres Zielobjekt, als die im Galopp dahinstürmenden Fahrzeuge. Endlich gelang es mir, mich freizumachen. Ich versuche, mich aufzurichten — da fällt aus unmittelbarer Nähe, aus einer Ecke des Platzes, ein Schuß. Ich sehe den Feuerschein, empfinde eine Erschütterung am Knie und spüre gleich darauf, wie Blut an meinem Schenkel herunterläuft. Ich raffe mich auf und taumle — begleitet von einem wüsten Kugelregen, aber begünstigt durch die Dunkelheit der Nacht — über den Platz nach der Straße, in welche die Fahrzeuge verschwunden waren, und sinke schließlich an der Treppe eines Gartens zusammen. Da knallt es auch schon hinter dem Gartentor und links und rechts hinter den Büschen und Bäumen und aus den Fenstern des Hauses auf der anderen Straßenseite gegen mich. Ich raffe mich noch einmal auf, schieße mit der Pistole nach den Richtungen, aus denen ich die Feuerstrahlen leuchten sah, und wanke auf die Straße. Hier höre ich, wie im Galopp ein Munitionswagen über die Straße saust. Ich schreie dem Vorderreiter ein „Halt!" zu,

die Fahrer reißen die Pferde zusammen — und der Wagen steht. Ich rufe den Kanonieren zu, ich sei verwundet. Sie erkennen ihren Hauptmann an der Stimme, und während die Kugeln um die Räder sausen, werde ich langsam emporgehoben und auf der Protze des Munitionswagens gebettet.

In wenigen Minuten hatten wir die übrigen Fahrzeuge erreicht, die in einer ziemlich schmalen nach der Maas hin führenden Straße zu zweien, vielfach auch zu dreien nebeneinander aufgefahren waren. An dieser Stelle war es ruhig, so daß sich die Munitionskolonne ordnen konnte, um den Übergang über die Brücke zu beginnen. Die Straße selbst wurde nur matt durch ein am Ende stehendes brennendes Gebäude erhellt. Da ertönt plötzlich aus dem Haus, vor dem ich halte, mitten in die Stille der Nacht ein Schuß, ihm folgt aus dem Nachbarhaus ein zweiter, dritter, und im Augenblick entwickelt sich aus beiden Häuserreihen auf die Kolonne eine wahnsinnige Schießerei. In blindem Fanatismus schießen die Franktireurs, ohne zu zielen und ohne nur einen Augenblick Ruhe zu geben, auf die Straße. Eine Feuergarbe neben der anderen sprüht aus den Häusern heraus. Die Mannschaften der Artillerie und Infanterie erwidern das Feuer; Fensterscheiben rasseln klirrend zu Boden: Haustüren werden eingeschlagen. So entsteht in der schmalen Gasse ein solcher Höllenlärm, daß niemand sein eigenes Wort versteht. Da im Dunkel der Nacht und bei der bedrückenden Enge die Beschießung eigener Truppen nicht ausgeschlossen ist, ergeht der Befehl, das Feuer einzustellen. Das Schießen der Franktireurs dauert aber in gleicher Heftigkeit fort. Plötzlich ertönt von der Maas her, erst schwach, dann immer stärker werdend, der mit Jubel aufgenommene Ruf „Andenne" — das Losungswort des Tages, herrührend aus den Kehlen der zu unserem Schutz herbeieilenden Gardeschützen. Sie flankieren die Straßenseiten, schießen nach jedem Fenster, hinter dem sich eine Bewegung zeigt und bringen auf diese Weise das Feuer der Franktireurs sehr bald zum Schweigen. Unter diesem Schutz vollzog sich alsdann in den frühen Morgenstunden in aller Ruhe der Übergang über die Maas, der gegen 4 Uhr beendet war.

Jetzt erfuhren wir auch, daß dieser ganze wohlorganisierte Straßenkampf ein Vorspiel hatte. Als am Abend zuvor, gegen 6 Uhr, der Übergang über die Maas begonnen hatte, sei der Pfarrer mit einer Klingel durch die Stadt gezogen, um hiermit das Zeichen zum Kampf zu geben. Im Anschluß hieran habe ein heftiger Straßenkampf begonnen. Es war jenes Gefecht, das wir selbst von den Höhen vor Andenne gehört hatten. Eine Batterie, die gerade im Begriff stand, einzuziehen, habe dann die Stadt in

Brand geschossen. Die feindselige Haltung der Bevölkerung sei umso weniger zu erwarten gewesen, als die Gardeschützen, die schon anderthalb Tage in der Stadt einquartiert waren, in der friedlichsten Weise mit der Bevölkerung verkehrt und sich anscheinend ihre Sympathien erworben hatten. Nachdem dann dieser erste Anschlag vereitelt war, hatte die Bevölkerung sich zunächst ruhig verhalten und das Einbrechen der Nacht abgewartet, um unter ihrem Schutz erneut in meuchlerischer Weise über die Truppen im Straßenkampf herzufallen. Die Franktireurs schossen ohne ruhiges Zielen in einer geradezu fanatischen Wut. Diesem Umstand und dem Dunkel der Nacht ist es wohl zuzuschreiben, daß unsere Verluste nicht erheblich waren. Nur die Infanterie hatte, wie mir mitgeteilt wurde, in den Kämpfen etwa 30 bis 40 Mann verloren. Als im Morgengrauen die schweren Nebel von der Maas aufstiegen, sah man Häuser der Innenstadt, in denen der Straßenkampf getobt hatte, in Flammen aufgehen. Gleichzeitig ertönte über den Fluß herüber in einzelnen Zwischenräumen das kurze, aber furchtbare Knattern von Gewehrsalven. Das Strafgericht über Andenne hatte seinen Fortgang genommen.

Aus Feldpostbriefen deutscher Soldaten, die die persönliche Bekanntschaft belgischer Franktireurs gemacht haben.

1. .... Früh 3 Uhr brachen wir auf, und es ging nun quer durch Luxemburg, 30 bis 45 Kilometer wurde täglich marschiert. Von den Bewohnern bekamen wir noch reichlich Brot und Wasser gereicht. Mit einem Hoch auf Kaiser und Reich überschritten wir die feindliche belgische Grenze. Unter anderem biwakierten wir auch in dem Dorfe Tavigny. Hier erhielten wir unsere erste Feuertaufe. Nachts 1 Uhr — wir lagen in einer Feldscheune — wurde plötzlich ein mörderisches Feuer auf uns eröffnet. Ein Kamerad, der das Scheunentor aufriß, sank, von einer Kugel durch das Herz getroffen, neben mir nieder. Welche furchtbaren Augenblicke nun folgten, vermag ich nicht zu beschreiben. Wir hatten zwei Tote und sechs Verwundete. Wir stürmten sofort aus der Scheune heraus, worauf ein furchtbarer Straßenkampf begann. Franktireurs und belgische Einwohner wollten uns vernichten. Es waren sogar Frauen und Mädchen dabei. Als der Morgen kam, hatten wir 38 tote und 40 gefangene Belgier. Die Gefangenen mußten die Toten begraben und sich selbst ihr Grab schaufeln. Denn sie wurden sämtlich standrechtlich erschossen. Solche Fälle kamen noch öfters vor. Scheinbar friedlich gesinnt, traten uns die Einwohner entgegen und dann schossen sie aus dem Hinterhalt auf uns ....

2. .... In der ganzen Zeit sind wir hauptsächlich von Zivilpersonen beschossen worden, so daß man bei Patrouillen und auf dem Marsch vor keiner Kugel sicher war. Zivilisten, die auf uns geschossen hatten oder mit Waffen in der Hand getroffen wurden, wurden einfach niedergeschossen. So haben wir an dem einen Tage ungefähr 200 Mann standrechtlich erschossen und vielleicht 50 Häuser in Brand gesteckt, weil wir uns nicht anders helfen konnten, da wir von allen Seiten bedroht wurden. Unser Vorgehen hat geholfen! ....

3. .... Mit einem schlimmen Volk haben wir es hier zu tun. Sogar Frauen und Mädchen von acht Jahren trifft man mit den Waffen in der Hand! Gestern war ich gezwungen, ein 11jähriges Mädchen zu erschießen, da wir sie ertappten, als sie zwei Verwundeten die Kehle durchschnitt. Schrecklich! Als ich sie fragte, warum sie das täte, sagte sie: Das macht meine Mutter auch! So geht es in Belgien zu ....

Belgische Frauen!

Über die belgischen Greueltaten berichten zwei schwedische Damen in der Zeitung „Dagens Nyheter“:

Unter den Verwundeten befanden sich auch Mitglieder von „Jung-Deutschland“, dem deutschen Pfadfinderverein, denen belgische Frauen die Ohren abgeschnitten hatten. In der belgischen Stadt Demenis hatten die Deutschen 12 schwer verwundete Landsleute auf einem Platz zusammengeführt. Als die Sanitätsmannschaften die Verwundeten auf kurze Zeit verlassen hatten, um Automobile herbeizuholen, worin sie sie befördern konnten, kamen mehrere belgische Frauen mit ihren Kindern und gössen Petroleum über die Kleider und Gesichter der Verwundeten. An vielen Häusern hatten die Belgier selbst Rote-Kreuz-Flaggen herausgehängt. Die Deutschen führten vertrauensvoll ihre Verwundeten dahin. Als sich die Transportmannschaften aber wieder entfernt hatten, warfen die belgischen Frauen die verwundeten und hilflosen Deutschen zu den Fenstern hinaus.

Die Stockgewehre der belgischen Franktireurs.

Zur Meldung, daß die belgischen Franktireurs Stockgewehre gegen die deutschen Soldaten benützten, bemerkt ein Wiener Ingenieur: Diese Stockgewehre stammten aus Frankreich, die Firma Dumonier in St. Etienne und Paris habe ein Privilegium zu ihrer Herstellung und verkaufe sie nur en gros. Das Stockgewehr besteht aus einem mit Holz verkleideten Lauf, durch Zurückziehen des Griffs wird das Patronenlager frei, das gewöhnlich drei Kugelpatronen enthält. Ein Druck auf einen kleinen, kaum sichtbaren Knopf unterhalb des Griffs führt die Entladung herbei. Die Stockgewehre sind daran kenntlich, daß sie dicker und schwerer als Spazierstöcke sind und daß sich zwischen Griff und Stock ein breiter Ring befindet, der die Schraube zur Ermöglichung des Ladens verdeckt.

Staatliche Schurkereien in Belgien und Frankreich.

Einer Feldpostkarte zufolge teilte ein Soldat seinen in Pößneck wohnenden Angehörigen mit, er hätte erfahren, die belgische Regierung hätte der einheimischen Zivilbevölkerung für jeden erschossenen deutschen Soldaten 50 Fr. versprochen. Diese Mitteilung wird

bestätigt und ergänzt durch die Mitteilungen eines Reserveleutnants an seine Angehörigen in Leutenberg. Dieser schreibt, daß man bei einem erschossenen Franktireur einen Zettel gefunden habe, auf dem die französische Regierung ihn als Franktireur bestätigt und ihm einen Lohn von 50 Fr. monatlich aussetzt. (Leipziger Tageblatt.)

Belgische Zivilisten standrechtlich erschossen.

Aachener Meldungen zufolge, wurden dort fünf belgische Zivilisten standrechtlich erschossen, weil sie aus dem Hinterhalt auf deutsche Soldaten geschossen hatten. Aus dem gleichen Grunde wurde ein weiterer Belgier zum Tode verurteilt. Ein schwer verwundeter deutscher Soldat, den man in ein belgisches Haus gelegt hatte, an dem die Bewohner das Rote Kreuz angebracht hatten, wurde aus dem vierten Stockwerk auf die Straße geschleudert.

Dum-Dum-Geschosse.

Was versteht man unter Dum-Dum-Geschossen?

Die Dum-Dum-Geschosse entstanden in den britischen Kolonialkriegen, weil die kleinkalibrigen Geschosse die anstürmenden wilden Völker nicht sofort kampfunfähig machten und niederwarfen. Da man nicht sofort das Gewehr ändern und ein größeres wirkungsvolleres Kaliber einführen konnte, so wurden die Geschoße verändert, um ihre Wirkung zu steigern. Als im Tschitral-Feldzug gegen die wilden Gebirgsstämme südlich des Pamir dieser Mangel besonders zutage trat, fertigte die Staatsfabrik Dum Dum bei Kalkutta diese neuen Geschosse, die daher ihren Namen tragen. Ursprünglich waren es Halbmantelgeschosse mit geschlitztem Mantel. Die Form wurde mehrfach verändert; zuletzt wurden sie als Hohlspitzgeschosse angefertigt. Aber auch schon Einkerbungen und Risse in dem Mantel sowie Abflachen der Geschoßspitze genügen, um eine verheerende Wirkung hervorzubringen.

Die neuen Spitzgeschosse, mit denen die großen Schußleistungen der modernen Handfeuerwaffen erzielt werden, bestehen aus einem Kern von Blei, der mit einem Stahl- oder Nickelmantel umgeben ist. Die Verwendung von Blei ist notwendig, weil es ein sehr schweres Metall ist und deshalb den Luftwiderstand gut überwindet. Der Stahlmantel wird umgelegt, um die Härte zu steigern und die Durchschlagskraft zu erhöhen. Reine Bleigeschosse würden vor widerstandsfähigen Zielen einfach zersplittern oder sich platt drücken, ohne diese zu durchschlagen. Trifft ein solches modernes Geschoß auf einen menschlichen Körper, so durchschlägt es ihn in der Regel glatt. Die durch sie verursachten Wunden sind im allgemeinen gutartig und heilen gut und schnell. Es kommt namentlich bei den kleinen Kalibern vor, daß sich die Wunde schnell schließt und daß der Getroffene nicht sofort niederstürzt.

Entfernt man einen Teil des Stahlmantels, namentlich an der Spitze, so durchschlägt das Geschoß beim Auftreffen nicht mehr glatt den Körper, sondern der Bleikörper tritt aus der Öffnung heraus, zerreißt den ganzen Mantel und gibt eine ausgebreitete zerrissene und zerfetzte Wunde. Eine ähnliche Wirkung wird erzielt, wenn der Stahlmantel mit Einkerbungen und Rissen versehen wird. Auch dann wird der Mantel beim Durchschlagen des menschlichen Körpers, namentlich wenn er auf Knochen trifft, auseinandergerissen; er zersplittert, und der Bleikern wird ganz deformiert.

Noch schlimmer ist die Wirkung, wenn die Spitze nicht nur abgeplattet, sondern gleichzeitig ausgehohlt ist. Dadurch wird die Deformation erhöht und gleichzeitig eine explosionsartige Wirkung herbeigeführt.

(Leipziger Tageblatt.)

Der Gebrauch aller solcher Geschosse ist nach den völkerrechtlichen Grundsätzen verboten.

Wahrnehmungen eines schwedischen Arztes.

Berlin, 21. September. Der in medizinischen Kreisen wohlbekannte schwedische Arzt Dr. Ekgrén hat über seine Beobachtungen an deutschen Verwundeten folgenden Bericht erstattet:

Zurückgekommen von einer mit amtlicher Erlaubnis unternommenen kurzen Reise, die mich von Berlin auch nach Frankfurt am Main und der Festung Mainz geführt hat, um in Deutschland einige Lazarette zum Studium der Verwundungen zu besuchen, halte ich es für unabweisbare Pflicht, zu berichten, daß ich sowohl in Krankenhäusern zu Frankfurt a. M. als auch im Garnisonlazarett zu Mainz verwundete deutsche Soldaten gesehen und untersucht habe, deren Verletzungen derartig schwer waren und deren Wunden (mit kleiner Einschuß- und Ausschußöffnung und einer gewaltigen explosionsähnlichen Zerstörung im Innern des Wundkanals selbst) einen so eigenartigen Charakter trugen, daß man mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit annehmen kann, es seien in diesen Fällen stumpfgemachte oder sogar ausgehöhlte Projektile oder sogenannte Dum-Dum-Geschosse rechtswidrig verwendet worden. Auf welche Entfernung die Geschosse abgefeuert worden sind, spielt ja erfahrungsgemäß eine große Rolle, doch dürfte sie in obengenannten Fällen kaum von größerer Bedeutung sein.

Das mir in einem Falle (Städtisches Krankenhaus Sachsenhausen) gezeigte Röntgenbild legt nach meiner Ansicht für die deutliche Einwirkung einer im Innern der Wunde stattgefundenen Explosion beredtes Zeugnis ab. Außerdem sei erwähnt, daß eine Reihe von verwundeten deutschen Soldaten mir bei dieser Gelegenheit offen und freiwillig erklärte, sie hätten auf französischen und belgischen Schlachtfeldern bei gefallenen Feinden und auch sonst Dum-Dum-Geschosse vorgefunden.

Ein bei dem nächtlichen Sturmangriff in Vitry schwerverwundeter Landwehrmann gibt sogar mit Bestimmtheit an, bei Montmédy eine ganze Kiste mit in französisch gestempelten Paketen

mit Dum-Dum-Geschossen gefunden zu haben. Er will auch eine Anzahl davon mitgenommen und in seinen Tornister gesteckt haben. Diese seien ihm aber im Kampf verlorengegangen. Seine eigene Verwundung stammt wahrscheinlich von Dum-Dum-Geschossen her.

In meinem Besitz ist auch gegenwärtig ein mir von einem Verwundeten geschenktes kleines Dum-Dum-Geschoß, daß von ihm am 9. September bei Vitry aus dem großen Revolver eines gefallenen französischen Offiziers herausgeholt wurde. Dieses Geschoß zeigt die gewöhnliche Form von Dum-Dum-Geschossen und ist etwa 4 Zentimeter hoch und $1\frac{1}{2}$ Zentimeter im Durchmesser. Vorn ist die Spitze $\frac{1}{2}$ Zentimeter quer abgestumpft und kraterähnlich bis zu einer Tiefe von 1 Zentimeter ausgehöhlt. Das Geschoß trägt unten an der Basis die gestempelten Buchstaben T. E., wahrscheinlich die Fabrikmarke. Es ist sicher Fabrik- und keine Handarbeit; den letzteren Typ mit einer wahrscheinlich mit einem Taschenmesser gemachten Aushöhlung habe ich auch gesehen.

Von Verstümmelungen war ich nicht in der Lage, solche selbst zu beobachten, es wurde mir aber von einer Reihe von Verwundeten erzählt, sie wüßten Fälle von wahrscheinlich mit einem Messer oder mit einem Bajonett ausgestochenen Augen und in einem mir genau aufgezeichneten Falle sogar von abgeschnittenen äußeren Genitalien. Diese Wahrnehmung wurde bei Neu chateau in Belgien gemacht. Es muß noch besonders hervorgehoben werden, daß alle diese braven Soldaten aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands von einer geradezu bestrickenden Glaubwürdigkeit und biederen, unerschütterlichen Ehrlichkeit waren, die auf mich einen vorzüglichen Eindruck zu machen nicht verfehlt hat, obgleich ich durch einen über sechszehnjährigen früheren Aufenthalt in Berlin das geistig und moralisch hochstehende deutsche Volk kennen gelernt habe. Sämtliche Soldaten haben sich auch von selbst dargeboten, falls nötig, ihre Angaben durch Eid zu erhärten. Die Namen der von mir hier kurz angegebenen Verwundeten, die Nummer ihres Regiments und ihrer Kompanie habe ich genau notiert und werde mir später nach meiner Heimkehr nach Stockholm erlauben, dieselben nicht nur in der Fachpresse, sondern auch in einer dortigen Zeitung („Aftonbladet") mit näheren Angaben zu veröffentlichen.

Verwundung deutscher Soldaten in Belgien durch Dum-Dum-Geschosse. Belgische Gefangene führen diese Geschosse in Menge bei sich. Der Gebrauch der Dum-Dum-Geschosse von der belgischen Heeresleitung anbefohlen.

Der zum Kriegsschauplatze entsandte Sonderberichterstatter der „Kölnischen Volkszeitung" schreibt:

Gestern war ich Zeuge eines Gefechtes in der Nähe von Löwen, wohin ich in einem Generalstabsautomobil gelangt war. Es handelte sich um einen Zusammenstoß mit größeren Massen versprengter belgischer Truppen, die sich wieder gesammelt hatten. Dort konnte ich an Verwundeten zum ersten Male deutlich die Wirkung von Dum-Dum-Geschossen sehen. Eine Wunde am Schenkel eines Mannes war 18 Zentimeter lang und 7 Zentimeter breit an einigen Stellen. Dabei war noch der Knochen vollkommen zersplittert. Der betreffende Oberarzt versicherte mir, daß, nach dem Schußkanal geurteilt, die Wunde bei einem gewöhnlichen S-Geschoß der belgischen Munition vollkommen ungefährlich gewesen wäre und der Schuß keine Knochenverletzungen hervorgerufen hätte. Bei einigen Gefangenen fanden wir dann auch noch eine Menge Dum-Dum-Geschosse, deren Arbeit die Merkmale des Großbetriebes an sich hatten, die also fabrikmäßig hergestellt sein müssen. Leider konnte man gegen die Besitzer dieser Geschosse nichts anderes unternehmen, als sie gefangen nehmen. Denn angeblich wußten die meisten gar nicht, daß sie mit Dum-Dum geschossen hatten.

Einige Gefangene sagten allerdings aus, daß sie wohl gewußt hätten, von ihrem Waffenmagazin Dum-Dum-Geschosse erhalten zu haben. Einige, die sich geweigert hätten, diese Geschosse anzunehmen, seien sofort entwaffnet und standrechtlich abgeurteilt worden! Darauf hätten alle übrigen, auch die, die den Charakter des Geschosses kannten, bedingungslos diese Munition angenommen und auch verschossen. Wenn die Aussagen dieser Gefangenen, von denen einer vor dem Kriege Vertreter eines deutschen Zinkhüttenbetriebes für Belgien gewesen ist, wahr sind, so dürfte damit erwiesen sein, daß der Gebrauch der Dum-Dum-Geschosse von der belgischen Heeresverwaltung offiziell anbefohlen worden ist.

Die belgischen Franktireurs sind mit Dum-Dum-Geschossen versehen.

Ein Geistlicher schreibt dem „Limburger Kurier": Anläßlich der in einigen Zeitungen enthaltenen Berichte über grausames Auftreten der Deutschen gegenüber der friedlichen Bevölkerung der angrenzenden belgischen Dörfer will ich um der Wahrheit willen darüber einiges aus eigener Erfahrung mitteilen.

Letzten Mittwoch war ich in Mouland. Es wimmelte da von Deutschen. Aber von den Einwohnern sah ich nur einen bejahrten Mann. Alles war geflüchtet oder hielt sich verborgen. Gegen 2 Uhr nachmittags gingen bei mir gerade vor der Kirche zwischen in der Richtung der Maas ziehenden Soldaten sieben oder acht Männer verschiedenen Alters vorbei, Einwohner des Dorfes. Ich erkundigte mich, was das bedeuten solle, und bekam von einem der Vorgesetzten die Antwort, daß es Geiseln seien. Es werde ihnen kein Leid geschehen, wenigstens wenn von den Einwohnern nicht auf die Truppen geschossen würde. Dies sei aber am Abend zuvor geschehen. Dabei seien 15 Soldaten getötet worden. Darauf habe man 11 Bewohner aus den betreffenden Häusern gefangen genommen und füsiliert. Ich bekam auch ein Päckchen Dum-Dum-Kugeln zu sehen, die man bei den Bürgern gefunden hatte. Diese Tatsachen hatten die Soldaten wütend gemacht.

Amtliches.

W. T. B. Berlin, 30. August. (Amtlich.) In Longwy ist eine maschinelle Einrichtung vorgefunden worden, die dazu gedient hat, die Gewehr- und Karabinergeschosse oben abzuplatten und mit einer von der Spitze ausgehenden gleichförmigen Ausbohrung zu versehen. In den Taschen französischer, belgischer und englischer Verwundeter hat man bereits zahlreiche Dum-Dum-Geschosse, das heißt Hohl- und Bleispitzgeschosse, gefunden. Durch die Entfernung eines Teiles der aus Hartmaterial bestehenden Geschoßmantelspitze tritt nämlich beim Aufschlagen der weichere Geschoßkern nach vorn heraus, schlägt sich breit und verursacht besonders grausame und mit unnötigen Leiden verbundene Verwundungen.

Deutschland sieht sich genötigt, mit den allerschärfsten Maßnahmen vorzugehen, wenn diese durch das Völkerrecht (vergleiche insbesondere Artikel 23 Absatz 1 E der Haager Landkriegordnung) verbotene Geschosse von unseren Feinden noch weiter verwendet werden sollten.

Großes Hauptquartier, 8. September. (Amtlich.) Immer wieder finden unsere Truppen bei gefangenen Franzosen, Belgiern und Engländern Dum-Dum-Geschosse in fabrikmäßiger Verpackung, so wie sie von der Heeresverwaltung geliefert werden. Diese bewußte grobe Verletzung der Genfer Konvention durch Kulturvölker kann nicht scharf genug verurteilt werden.

W. T. B. Bordeaux, 26. Septbr. Eine amtliche Note erklärt, daß die in Longwy gefundenen, vom „Lok.-Anz." abgebildeten Patronen ausschließlich für Scheiben-Schießübungen der Vereinigungen für militärische Vorbereitungen bestimmt gewesen seien, wie schon aus der Aufschrift „Cartouches de stand" hervorgehe. Da diese Vereinigung zumeist nur notdürftig ausgebaute Schießstände besäßen, so hätten ihnen an der Spitze ausgehöhlte Patronen zur Verfügung gestellt werden müssen, damit die Anfangsgeschwindigkeit gemindert werde und das Geschoß am Ziel nicht die allzu dünne Sicherung durchschlage. Solche Patronen würden in der Armee nicht einmal zu Schießübungen verwandt. Man habe niemals daran gedacht, sie im Kriege zu verwenden, da sie die Ausnützung der ballistischen Eigenschaften der französischen Gewehre unmöglich machten.

Notiz des Wolff-Büros: Es kann dahingestellt bleiben, ob diese Angaben richtig sind, denn selbst, wenn sie zutreffen sollten, können sie die schweren Vorwürfe, die mit Recht gegen die französische Armee erhoben werden, in keiner Weise entkräften. Die Frage, ob die Dum-Dum-Patronen unserer Feinde etwa ursprünglich für einen harmlosen Zweck bestimmt waren, kommt gar nicht in Betracht gegenüber der erwiesenen Tatsache daß sie zu vielen Tausenden auf den Schlachtfeldern gefunden und im Kampf gegen uns verwandt wurden. An diese Tatsache allein haben wir uns zu halten. Von ihr muß jedermann ausgehen, der sich in unbefangenerweise ein Urteil bilden will, ob die Kriegsführung unserer Gegner den Geboten der Menschlichkeit entspricht.

Im gleichen Verlage erschienen:

Der Lügenfeldzug unserer Feinde.

Eine Gegenüberstellung deutscher, englischer, französischer und russischer Nachrichten u. a. der WTB-, Reuter-, Havas- und PTA-Telegramme über den Weltkrieg 1914.

Bd. 1: M. 1.80.

Dieses hochinteressante, ungeheures Aufsehen erregende Werk ist ein Kulturdokument von bleibender Bedeutung und zeigt, mit welchen verwerflichen Mitteln unsere Gegner kämpfen.

O Deutschland hoch in Ehren!

Neue vaterländische Lieder aus dem Kriegsjahre 1914.

48 Seiten, kart. Preis 10 Pfg.

Dieser wirklich verdienstvollen Sammlung vaterländischer Gedichte bekannter und unbekannter Dichter möchten wir wünschen, daß sie von wohlhabenden Deutschen zu Tausenden an die deutsche Jugend als Erinnerung an unsere große Zeit verteilt wird. Mit geringen Mitteln könnte hier reicher Segen gestiftet werden.

Wie viele prächtige Worte in Poesie und Prosa werden jetzt über die großartige deutsche Einigkeit, Opferwilligkeit und über den Glauben an unsere gerechte Sache geschrieben. Um uns eine bleibende Erinnerung an die Begeisterung, mit der die Deutschen aller Stände gegen den Feind gezogen sind, zu schaffen, hat der Herausgeber unter den vielen hunderten den Geist unserer Zeit widerspiegelnden Gedichten eine Anzahl, wohl die besten, gesammelt und zu einem billigen Büchlein vereinigt.

Eine sehr zeitgemäße politische Broschüre:

Dr. Alphons Paquet: Asiatische Reibungen.

Politische Studien.

M. 2.50, geb. M. 3.50.

Der Verfasser hat sich, besonders durch seine Schriften über Ostasien, schnell einen Namen gemacht. Wir hatten bereits vor längerer Zeit Gelegenheit, hier sein Buch „Li, im neuen Osten" lobend zu besprechen; auch sonst weisen seine Schriften eine genaue Kenntnis der politischen Lage in China und Sibirien auf. Das tritt ganz besonders in den vorliegenden Studien hervor, die sich mit den mancherlei hochinteressanten russischen und chinesischen Problemen im östlichen Asien beschäftigen. Wenn man die geistvollen, äußerst fesselnd geschriebenen Auseinandersetzungen Paquets liest, so möchte man fast meinen, ein Zusammenstoß der beiden Riesenmächte in Ostasien sei unvermeidlich. Besonders eingehend beschäftigt sich Paquet mit der Mandschurei, deren Zukunft so viel tausend schwierige Fragen birgt. Diese Aufsätze sind in der Tat mehr als müßige Plaudereien. Sie reflektieren die ganze gegenwärtige politische Situation in jenen Ländern. (Berliner Tageblatt.)

3 0112 077652201

Druck von Siegbert Schnurpfeil, Leipzig.